

Kontroverse

Ein Held oder ein Verräter und Mörder: (Bischof Emanuel zu den Angriffen gegen Kardinal Stepinac) – Ein Freund steht ein für den Freund – wie weit ist unsere Publizistik infiltriert – die Tatsachen: Stepinac und die nationalistischen Ustaschi – sein Verhalten zu den Orthodoxen – den Kindern der Orthodoxen – den Serben – Prozeß um des Glaubens willen – «Sie schweigen ja, wie Christus vor Pilatus» – ein Mahnwort an die Presse.

Naturwissenschaft

Eine moderne Auffassung der Evolution: Über die Ursache der Entwicklung – Darwin – Vererbungslehre – Populationsgenetik – Mutationen und Anpassungswert: eine kleine Fliege hilft der Forschung – Anpassungswert, eine Frage von Leben und Tod – Anpassung,

auch als Gefahr – die Bedeutung der Variationsbreite – die erfolgreichsten Populationen auf lange Sicht – Parallelismus zwischen Umwelt und Erbmaterial – Selektion – die Beuteltiere als Beispiel – die Entwicklung der Pferde – Natur und Wirksamkeit des Mutationsdruckes – der Selektionsdruck – Selektion und nicht Mutation der Faktor der Entwicklung.

Zur Zeit

Neuer Mensch einer neuen Epoche: Der Tod eines Außenseiters – Ein «intellektueller Halbstarke» verkündet eine neue Epoche – «L'Étranger» von Camus und die Zeit der Außenseiter – Grundsätzliche Wandlung in der Einstellung zur Technik – Drei Stufen der technischen Entwicklung – Wesenszüge des neuen Menschen: Gemeinschaftssinn, skeptische Kühle, Gerechtigkeitsgefühl, Sinn für das Umfassende,

Zukunftsoffenheit, ein wachsendes Gottesbild – Zusammenfassend: Gelassenheit zu den Dingen und Offenheit für das Geheimnis als Bedingung einer neuen Bodenständigkeit.

Ex urbe et orbe

Sowjetunion: (Ein Artikel der Prawda über zeitgemäße Propaganda) / Der wichtigste Parteauftrag – Entwicklung moralischer Anreize zur Arbeit – Weniger politisches Geschwätz – Stolz auf die große Heimat – Wettbewerb des Sozialismus mit dem Kapitalismus – Heranziehung von Literatur und Kunst – Individuelle Formen! – Intelligenz, Jugend, Frauen – Propaganda nur für jene, die nicht selbständig arbeiten können!

Bücher

Der Filmberater im zwanzigsten Jahrgang.

Gerechtigkeit für Kardinal Stepinac

von Dr. I. M. Emanuel, Bischof von Speyer

Mit Kardinal Alois Stepinac ging einer der Besten unseres Jahrhunderts in die Ewigkeit. Als mich die Nachricht seines Todes erreichte, war mein erster Gedanke: ein Heiliger ist gestorben. Die ihn persönlich näher kannten, verstehen das. Eine ganze Reihe der heutigen Bischöfe Deutschlands waren in ihrer Studienzeit im Germanikum zu Rom jahrelang seine Hausgenossen und tragen sein Charakterbild als das der personifizierten Pflichttreue in verehrungsvoller Erinnerung. Als sein Kursgenosse, der 7 Jahre lang zu seinen nächsten Weggefährten gehörte, fühle ich mich verpflichtet, im Namen vieler eine Lanze einzulegen für die Ehre des soeben verstorbenen Bekenner-Bischofs.

Leider ist das wider alles Erwarten notwendig geworden. Schon am ersten Tag nach seinem Hinscheiden mußte man in deutschen Rundfunksendungen und Pressenotizen über Kardinal Stepinac Äußerungen vernehmen, die allzu stark an das Dichterwort erinnern: «Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn». Wohl können auch diese Berichte der lauterer Persönlichkeit des Erzbischofs nicht ganz ihre Achtung versagen, aber die verwickelten Ereignisse seines Lebens werden dann so dargestellt, daß der Verstorbene am Ende als Opfer seiner eigenen verfehlten Politik dasteht. Man nennt es Tragik, aber eine solche Tragik, die nicht mehr Bewunderung, sondern nur noch Mitleid auslösen kann. Sein mutiges Bekennterum für Christus und seine Kirche, sein heldenhafter Einsatz für Gewissens- und Religionsfreiheit werden geradezu unterschlagen. Daß die östliche Presse den Tod des «abgesetzten» Erzbischofs nur mit Zynismus kommentiert, war kaum anders zu erwarten. Wenn aber im Westen in dem oben angedeuteten Sinn verfahren wird, drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf, ob denn die kirchenfeindliche Infiltration wirklich schon so weit auch in die Kanäle unserer Publizistik eingedrungen ist ...

Die Gefahr, daß das Bild des Kardinals Stepinac verzeichnet wird, ist

schon deswegen groß, weil die entscheidendsten Ereignisse seines Lebens in eine Zeit fielen, in der die Nachrichtenvermittlung fast fehlte (1945/46). Wenn man jetzt in den damaligen Jahrgängen der Zeitungen und Zeitschriften nachsehen will, staunt man über die großen Lücken.* Umso wichtiger ist es, uns das in Erinnerung zu rufen, was vielleicht auf Umwegen und mit großer Verspätung zu unserer Kenntnis kam.

Wie redlich Stepinac als Oberhirte der Erzdiözese Agram (Zagreb) mit ihren anderthalb Millionen Katholiken und als Metropolit der kroatisch-slowenischen Kirchenprovinz mit

* Erstaunlich ist, daß auch Schweizer Zeitungen, denen die Nachrichtenvermittlung nicht so behindert war, wie zum Beispiel die Artikel der «ORIENTIERUNG» (damals «Apologetische Blätter») 1943 S. 142 ff; 176 ff; 184 ff. zeigen, trotzdem da und dort aus Belgien die Tatsachen entstellende Beiträge gegen Stepinac übernahmen: so die «Thurgauer Arbeiterzeitung» vom 19. Februar 1960 und die «Seeländer Volkszeitung» (Biel) 17. Februar 1960; beide mit der Überschrift «Kardinal Stepinac war kein Held, sondern ein Verräter und Henker». Gegen die dort aufgestellten Entstellungen haben wir in der «Thurgauer Arbeiterzeitung» vom 8. und 9. März eine eingehende Erwiderung gebracht, die zum Teil auch von der «Seeländer Volkszeitung» veröffentlicht wurde. Bemerkenswert ist, wie dort ausgeführt, vor allem, daß auch das nichtkatholische (protestantische) Lexikon «Religion in Geschichte und Gegenwart» zum Stichwort «Jugoslawien» schreibt: «Im 2. Weltkrieg forderte die katholische Geistlichkeit wiederholt die Einstellung nationalistischer Verfolgungen der serbisch-orthodoxen Bevölkerungsteile durch das kroatische autoritäre Regime; sie wandte sich vor allem gegen die erzwungenen Übertritte von orthodoxen Gläubigen zur katholischen Kirche. Trotzdem wurde seitens der orthodoxen Serben der Kampf gegen die katholischen Kroaten auch als Kampf gegen die katholische Kirche ausgetragen. 1945 wurde Erzbischof Stepinac von Zagreb wegen angeblicher Begünstigung kroatischer Kriegsverbrecher und Zwangskonversionen orthodoxer Gläubiger zu 16 Jahren Zuchthaus verurteilt» (Bd. III Sp. 1059).

ihren 16 Diözesen bemüht war, in den turbulenten vierziger Jahren über dem erbitterten Kampf der Parteien in seinem Vaterland zu stehen und nur seine Hirtenpflicht zu erfüllen, zeigt allein schon die Tatsache, daß er zuerst von den Nationalisten und dann von den Kommunisten angegriffen wurde.

Wer heute behaupten will, Stepinac habe als guter Kroat sich zu einseitig auf die Politik des «Poglavnik» Pavelic' für ein unabhängiges Kroatien und die Unterdrückung der Serben festlegen lassen, der vereinfacht die überaus komplizierten Vorgänge allzu grob. Bei aller Liebe für seine Heimat, die tatsächlich unter der Serbenherrschaft schwer gelitten hatte, trat er doch den Übergriffen des Kroatenführers mit aller Entschiedenheit entgegen.

▷ Schon am 14. Mai 1941, einen Monat nach dem Regierungsantritt Pavelic', protestierte der Erzbischof eindringlich gegen die Erschießung von 260 Serben ohne gerichtliches Verfahren.

▷ Ende 1943 schrieb er, es brauchte mehrere Bände, wenn man alle seine diesbezüglichen Interventionen sammeln wollte. Er könne mit ruhigem Gewissen sagen, daß es keinen einzigen Tag gegeben habe, an dem er nicht für Serben, Juden und eigene Landsleute eingetreten sei. Er habe auch öffentlich ausgesprochen, was er denke, und wer die Ereignisse und Verhältnisse kenne (1943!), der wisse, was das bedeute, nämlich mit seinem Kopf spielen. –

Leider scheint das einzelnen deutschen Publizisten unbekannt zu sein, sonst müßten sie die damalige Haltung des Kardinals viel positiver würdigen. Jedenfalls hätte niemals die unglückliche Bemerkung fallen können, Stepinac sei eben kein Mann von der Statur eines Kardinals Galen gewesen. Man möchte nur wünschen, daß der «Löwe von Münster» noch lebte, um selber die gehörige Antwort auf diese journalistische Pietätlosigkeit an der Leiche seines Amtsbruders zu geben!

▷ Man hätte besser daran getan, sich zu erinnern, daß Erzbischof Stepinac allein bis 1943 etwa 6000 Kindern das Leben rettete, deren Eltern zum großen Teil orthodoxen Glaubens waren, und daß er insgesamt 14 000 Kinder vor dem sicheren Tod gerettet hat. Selbst die Kommunisten haben vor ihrer eigenen Machtübernahme das tapfere Auftreten des Agramer Erzbischofs gegen die Übergriffe der «nationalen» Regierung anerkannt.

▷ Erst als Stepinac auch den kommunistischen Macht-habern gegenüber den gleichen Freimut zeigte, mußte er moralisch vernichtet und darum zum Faschistenfreund und Kriegsverbrecher gestempelt werden.

▷ Er konnte aber vor Gericht erklären: «Ich war weder bei den Deutschen (Besatzung) noch bei den Ustaschi «persona grata» (gerngesehen). Ich war kein Ustaschi und habe auch ihren Eid nicht geleistet wie Ihre hier gegenwärtigen (kommunistischen) Funktionäre.» –

▷ Daß er den kroatischen Nationalisten mit ihrem «Führer» Pavelic wirklich nicht genehm war, geht eindeutig aus der Tatsache hervor, daß sie verschiedentliche Versuche beim Heiligen Stuhl unternahmen, um seine Abberufung zu erreichen.

Umso weniger verständlich ist die Behauptung in einer deutschen Pressenotiz, Stepinac habe sich in der Frage des kroatischen Nationalismus gegen sein eigenes Gewissen entschieden! – Stepinac hat in dieser Sache vor Gericht selber feierlich erklärt: «Wenn wir fallen müssen, werden wir fallen, weil wir unsere Pflicht erfüllt haben». Ebenso wies er die Anklage einer unrechtmäßigen «Katholisierung» der Serben lakonisch zurück mit der Feststellung, daß sein Gewissen rein sei und daß die Geschichte eines Tages ihr Urteil fällen werde. – Wir sind überzeugt, daß dieses Urteil der Geschichte anders ausfallen wird als das einiger voreiliger Reporter. Wir raten solchen Publizisten allen Ernstes: Laßt die Hände weg vom Gewissen dieses Bekenner-Bischofs! Das gilt erst recht, wenn der Bericht ausgerechnet aus Belgrad kommt.

Das Gewissen war es ja, das ihm gebot, auch den kommunistischen Diktatoren sehr unangenehme Wahrheiten zu sagen. Schon am 18. März 1945 protestierte er öffentlich in einer Predigt gegen die Priesterorde der Kommunisten. Bei der gleichen Gelegenheit erklärte er, es berühre ihn wenig, wenn man ihm drohe, ihn zum «Kriegsverbrecher» zu stempeln. Wörtlich fuhr er fort: «Vielleicht denken gewisse Leute, wir hätten Angst vor ihnen; sie sollen wissen, was immer auch kommen mag: wir bleiben auf unserem Platz mit freier Stirn und ruhigem Gewissen». – Ist das vielleicht nicht die tapfere Haltung eines Kardinals von Galen?

Vor Gericht, wo es dann wirklich um den Kopf ging, hat Stepinac keinen Deut zurückgenommen. Er stellte im Gegenteil schonungslos fest, daß durch die kommunistische «Befreiungsbewegung» 260 bis 270 Priester ermordet wurden und fügte hinzu, Tag und Nacht sei kein Priester und kein Bischof seines Lebens s'cher.

▷ Andererseits konnte der Erzbischof darauf hinweisen, daß von den 500 Priestern seines Bistums nur 15 den Eid der Ustascha unter dem nationalistischen Regime geleistet hatten.

Im übrigen ging es bei diesem Schauprozeß eigentlich gar nicht um die Kollaboration mit den Ustaschi, sondern um Religion und Kirche. Das scheinen wiederum manche Bericht-erstatte leider ganz vergessen zu haben. Sie scheinen nicht zu wissen, daß der Verhaftung des Metropoliten und Vorsitzen- den der jugoslawischen Bischofskonferenz ein allgemeiner Hirtenbrief aller Bischöfe der Landes vorausgegangen war, in dem die Gläubigen sehr ernst gemahnt wurden, sich durch nichts vom Nachfolger des hl. Petrus in Rom losreißen zu lassen. – Sie scheinen auch nicht zu wissen, daß der Präsident der kroatischen Republik, Bakaric, ausgerechnet am Tag vor dem Beginn des Stepinac-Prozesses in einer Rede an Agramer Studenten erklärte, die Haltung der Regierung gegenüber der Religion sei die der großen Pioniere des Kommunismus: Marx, Engels und Lenin. Die Religion müsse vernichtet werden! – Wie ernst das gemeint war, zeigte der folgende Prozeß zur Genüge.

Stepinac bewahrte dabei gegenüber den wütenden Angriffen der Religionsfeinde eine so überlegene Ruhe, daß der Ankläger ihm fassungslos zurief: «Sie schweigen ja wie Christus vor Pilatus». –

Als er dann endlich das Wort ergriff, wurde diese Rede von 38 Minuten am 3. 10. 1946 ein unvergängliches Dokument der Kirchenverfolgung des zwanzigsten Jahrhunderts, ein flammender Protest der Unschuld, ein glühendes Bekenntnis der Liebe zu seinem Volk und der Treue zu seiner Kirche.

Bei seinem Abtransport ereignete sich das ergreifende Schauspiel, daß die Massen, denen man faule Früchte verteilt hatte, um den Verurteilten damit zu bewerfen, beim Anblick des gefangenen Bekennerbischofs in die Knie sanken, um seinen Segen zu empfangen.

Seine Entlassung aus dem Kerker von Lepoglawa 1951 war noch lange keine Befreiung. In seinem Brief aus Krasic anläßlich meiner Bischofsweihe, der mich auf langen Umwegen erreichte, stehen ganz nebenbei in Klammern die vielsagenden Worte: «Ich bin auch jetzt nicht frei».

Warum er nicht die Freiheit im Ausland suchte, wie seine Feinde es wohl erwarteten, kann ein deutscher Reporter nicht begreifen und stellt die unmögliche Frage, ob er ein Märtyrer werden wollte, oder ob er – eine Schuld sühnen wollte! – Der Kardinal hat den Grund mehr denn einmal ganz klar ausgesprochen, auch vor den seltenen ausländischen Besuchern: «Ich betrachte es als meine Pflicht, mein Volk in diesem Elend nicht im Stich zu lassen». – Er hat ebenso eindeutig erklärt, er werde seinen Posten nur verlassen, wenn der Papst ihn rufe. Das ist nicht geschehen. Christus selber hat ihn in die Ewigkeit gerufen. Und jetzt erfüllt sich das trostvolle Wort aus dem Evangelium unserer Primizmesse: «Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen. Ihrer ist das Himmelreich» (Mt 5, 10). (KNA)

EINE MODERNE AUFFASSUNG DER EVOLUTION (zweiter Teil)

Das paläontologische Material stellt uns vor die Tatsache der Evolution. Dieses Material hat uns viel zu sagen. Es spricht von eigenartigen Wesen, die nun schon lange ausgestorben sind, Wesen, die mit ihren phantastischen Formen und Gestalten unsere Einbildungskraft ansprechen, die aussehen, als wären sie einem Alptraum entsprungen und die doch aus den unauslotbaren Tiefen der rätselhaften Natur hervorgegangen sind.

Über einen Punkt kann uns kein Fossil Auskunft geben. Hinter den fossil aufgezeichneten Ereignissen ist ein geheimnisvoller Mechanismus am Werk. Obwohl er die unmittelbare Ursache dieser Ereignisse war, bleibt er dennoch verborgen und dunkel. Angesichts dieser kontinuierlich sich ändernden Tierbevölkerung der Vergangenheit fragt man sich mit Recht, was ist die Ursache dieser Entwicklung? Was ist die nächste Ursache für das Werden oder Vergehen? Was erklärt uns die Tatsache, daß eine bereits stabilisierte Population relativ plötzlich in viele Formen auseinanderbricht und so die gewaltige Vielfalt des Lebendigen entstehen läßt? Mit der Antwort auf diese Fragen betreten wir die Welt der Hypothesen und Theorien und wir reden über die Theorie der Entwicklung.

In der westlichen Welt hat die Theorie der Entwicklung die Gestalt eines zusammenhängenden Systems gewonnen. Es ist das Ergebnis von 100 Jahren harter Arbeit, geleistet durch die Zusammenarbeit vieler großer Naturwissenschaftler, die weder Zeit noch Fähigkeit noch Anstrengung sparten, das große Geheimnis zu lösen. Der erste entscheidende Schritt zur wissenschaftlichen Lösung wurde von *Darwin* unternommen, der die Idee der Entwicklung durch natürliche Auswahl vorschlug. Seit Darwin ist unser Wissen gewachsen und die angewandten Forschungsmethoden sind erheblich verbessert worden. Eine neue Wissenschaft wurde begründet, die Vererbungslehre (= Genetik). Sie erwies sich von fundamentaler Bedeutung für den Aufbau der Entwicklungstheorie. Ihre moderne Form, die Populationsgenetik, vermochte die bisher theoretischen Begriffe auf die experimentelle Ebene herunterzuholen. Damit zeigte sie, daß die theoretisch geforderten Faktoren wirklich existieren und entsprechend wirksam sind, um die Veränderungen im Laufe der Entwicklung zu erklären. Die entscheidenden Faktoren der Entwicklung sind vor allem Erbänderungen (= Mutationen) und Auswahl (= Selektion). Sie bewirken, daß sich lebende Organismen ihrer ständig wechselnden Umwelt anpassen und sich im Lauf der Ereignisse, die uns die Fossilien verraten, halten können.

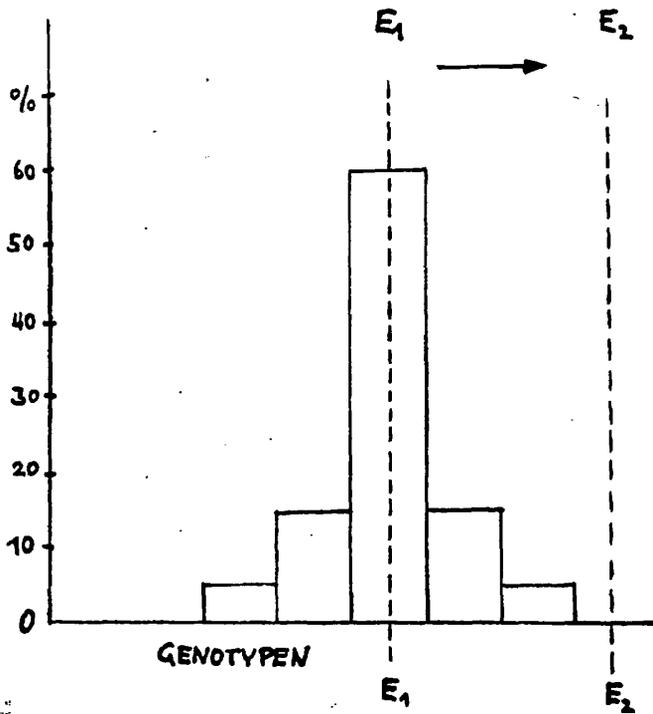
Es lohnt sich, das Wesen dieser Faktoren der Reihe nach zu betrachten. Änderungen der Erbfaktoren (= Genmutationen) und Änderungen der Anordnung dieser Erbfaktoren in den Chromosomen (= Chromosomenstücktausch oder einfach Chromosomenmutationen) bilden das Rohmaterial der Evolution. Mutationen ereignen sich regelmäßig in der Natur. Ihre Häufigkeit hängt von verschiedenen Umweltfaktoren ab. Letztlich aber unterliegen sie einer genetischen, erbmäßigen Kontrolle. Das zeigt deutlich unter anderem *Drosophila persimilis*, in der im zweiten Chromosom ein dominantes Gen entdeckt wurde, das die Häufigkeitsrate der Genmutationen im hybriden (= heterozygoten) Fall etwa 34mal erhöhte und 70mal im reinrassigen (= homozygoten) Fall. Mutationen haben in sich keinen Wert, wenn sie nicht die Anpassung an die Umwelt, in der sie sich ereignen, erhöhen (Anpassungswert). Zur Illustration verweise ich auf den bekannten Fall der *Drosophila funebris*. Das ist eine kleine Fliege, die dem Menschen für die Erbforschung mehr Dienste erwiesen hat, als irgendein anderes Glied des Tierreiches. Sie besitzt in den

Zellen der Speicheldrüsen Riesenchromosomen. Diese sind unter dem Mikroskop leicht zu beobachten. Eine Mutationsform dieser Fliege ist bei 15–16° C und bei 28–30° C der normalen Wildform an «Realisierbarkeit» unterlegen, hingegen überlegen bei 24–25° C. Das heißt, der Anpassungswert einer Mutation bezieht sich stets auf das Milieu, in dem sie sich ereignet.

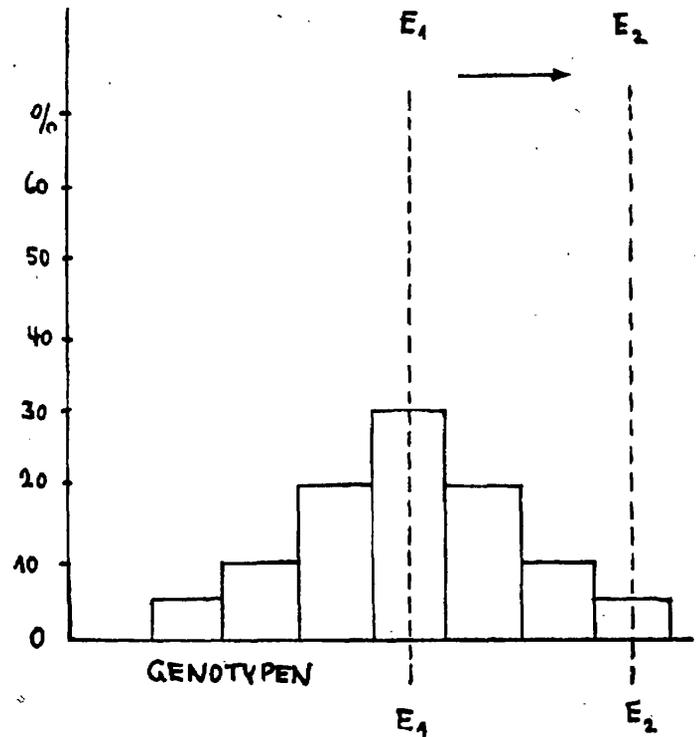
Größere Vitalität ist im komplexen Gleichgewicht der Natur ein großer Vorteil. Wir sagen, dieser oder jener Typ sei überlegen, weil er in einer gegebenen Umwelt erfolgreicher sei, oder einfacher, weil er einen höheren Anpassungswert besitze. Anpassungswerte können somit als Vitalitätsgrade und folglich auch als «Realisierbarkeits»grade aufgefaßt werden. Darin liegt der Grund, warum der Anpassungswert letztlich eine Angelegenheit von Leben oder Tod ist. Die Zunahme erfolgreicher Typen in einer Population wird proportional zu ihrem Anpassungswert laufen, während umgekehrt die erfolglosen Typen ebenfalls proportional abnehmen oder gar aus der Population verschwinden. Es scheint daher, daß in einer gegebenen Umwelt gewisse Typen begünstigt sind auf Kosten der andern. Diese werden aus einer großen Zahl von Mutanten ausgewählt und eine Population wird so in einer sehr bestimmten (Entwicklungs-) Richtung fixiert. Während die Mutationen zufällig, wahllos sich ereignen, wirkt die Auswahl richtunggebend, da sie eine Population einem bestimmten gegebenen Milieu anzupassen versucht. Alles, was in irgendeiner Weise der durch Selektion bestimmten Richtung widerspricht, wird ausgemerzt. Mutationen sind (allgemein gesprochen) Abweichungen vom eingebürgerten Typus und sie fallen unter den auszumerkenden Einfluß der Auswahl. Je stärker die Selektion, desto geringer die Zahl der Mutationen (genauer vielleicht der Mutanten, das heißt der mutierten und trotz oder wegen der Mutationen überlebenden Individuen einer Population). Mit andern Worten, die Selektion steht umgekehrt proportional zur Schwankungsbreite (= Variabilität einer Population). Theoretisch wäre das Schlußstadium in diesem Anpassungsprozeß die Fixierung einer noch erfolgreichen Genkombination (c = Genotypus im Gegensatz zum Erscheinungsbild = Phänotypus: sichtbare Gesamtheit der Merkmale eines Organismus) ohne Variabilität. Dieses Stadium allerdings wird in Wirklichkeit nie erreicht, weil selbst vollkommene Anpassung an ein gegebenes Milieu unvorteilhaft werden kann, da ja dieses Milieu sich immer ändern kann. Tatsächlich sind die Umweltbedingungen unstabil. Das zeigt sich bei Änderungen des Klimas, der Vegetation, der Zahl und Art der Feinde und so weiter; oder bei Änderungen der inneren Umwelt eines jeden individuellen Organismus. Definitionsgemäß wird der in einem bestimmten Milieu erfolgreichste Typ unter anderen Lebensbedingungen der erfolgloseste und sich am schwierigsten anpassende werden. Diese Tatsache zusammen mit der verengten Variationsbreite kann zum Aussterben einer ganzen, einst sehr erfolgreichen Population führen.

Andererseits bieten weniger angepaßte Typen mit verhältnismäßig großer Variationsbreite reiches Material, an dem die Auswahl in ständig veränderlichen Umweltsbedingungen angreifen kann. Daher sind die nicht allzu gut angepaßten Populationen die auf lange Sicht erfolgreichsten. In den Diagrammen der Fig. 2 habe ich versucht, in schematischer, vereinfachter Form die Beziehungen zwischen Variationsbreite und Anpassungsgrad zweier Populationen A und B in veränderlichen Umweltsbedingungen E_1 und E_2 darzustellen. Die Population A unter starkem Auswahldruck und folglich hohem Anpassungsgrad an die Umweltsbedingungen E_1 hat

% DER GENOTYPEN IN DER POPULATION A



% DER GENOTYPEN IN DER POPULATION B



eine relativ schmale Variationsbreite. Hier ist der Großteil der Population angepaßt. Dieser Populationstyp wird nicht fähig sein, erfolgreiche Genotypen im Falle eines Umweltwechsels von E_1 nach E_2 bereitzustellen, vor allem, wenn diese Änderungen rascher verlaufen als es der genetischen Anpassungsfähigkeit der Population entspricht. Solche hier und jetzt noch erfolgreiche Gruppen sind zum Aussterben verurteilt. Andererseits ist die Population B weniger an die «hic et nunc»-Situation angepaßt und doch erfolgreicher unter veränderlichen Bedingungen; denn ihre große Variationsbreite liefert die benötigten Genotypen. Solche Populationstypen werden imstande sein zu überleben, wenn solche Umweltsänderungen eintreten.

Mit der Behauptung, daß die Selektion einen gegebenen Genotyp mit seiner Umwelt in Beziehung bringt und daß diese Beziehung als Anpassungswert aufgefaßt werden kann, meine ich nicht die Vererbung erworbener Eigenschaften. Ohne Zweifel kann die Selektion, obwohl ein wirklicher Faktor, keine dauerhaften Wirkungen erzeugen, wenn die ausgesiebten Eigenschaften nicht vererbt werden könnten. Was gewählt wird, hängt mit den Anforderungen des Milieus zusammen, woraus aber die Auswahl getroffen wird, ist bereits im Erbmaterial einer Population gegeben. Und dieses Material unterliegt ausnahmslos den Mendelschen Vererbungsgesetzen. Man muß einen strengen Parallelismus zwischen Umwelt und Erbmaterial aufrechterhalten.

Wir haben bisher den unstabilen Charakter der Umwelt und den Anteil, den diese Unstabilität in der Evolutionstheorie spielt, betrachtet. Um dieser Betrachtung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man hinzufügen, daß die Umwelt sich nicht einfach kontinuierlich ändert, sondern ein sehr komplexer Faktor ist. Die Umwelt besteht aus Anpassungszonen weiträumiger Art, wie das Meer, das Land, der Luftraum, die ihrerseits in kleinere und spezialisiertere Zonen unterteilt werden. Das Meer als Großanpassungsraum zum Beispiel spaltet sich auf in Tiefsee, Oberflächenschicht, Strandzonen und Flußmündungen. Der Übergang zwischen solchen Anpassungszonen ist nicht immer stufenlos, sondern sie sind häufig durch sogenannte ökologische Schranken abgetrennt. Man nimmt an, daß eine Population, die in einen Großraum eindringt, sich zunächst an die allgemeinen Forderungen der

Umwelt anpaßt (zum Beispiel ans Leben im Salzwasser), später aber, wenn die Spezialisierung fortschreitet, in viele Einzelpopulationen auseinanderbricht, jede von ihnen auf einen speziellen Aspekt der Groß-Anpassungszone eingespielt. Ökologische Schranken zwischen den Zonen helfen, die Trennung solcher Populationen zu vollenden, da sie sich nun nicht mehr untereinander fortpflanzen können, was die Wirkung der Unterschiede schaffenden Selektion neutralisieren könnte. Diese Verhältnisse führen zu einem charakteristischen Typ von Entwicklung, der sogenannten anpassungsbedingten Aufspaltung. Die Auswahl im Spiel ist vom aufspaltenden Typus. Es gibt viele gute Beispiele in der Paläontologie, die eine solche anpassungsbedingte Aufspaltung illustrieren könnten. Vielleicht das beste ist der Fall der Beuteltiere (Marsupalia). Sie waren ursprünglich Baumbewohner, Insekten- und Allesfresser, was sich aus der Zahnstruktur der ältesten Beuteltierfossilien ergibt. Auf dem australischen Kontinent spalteten sie sich in viele verschiedene Leistungstypen auf, die in allen Aspekten zu den anpassungsbedingten Aufspaltungen der Plazentatiere (Placentalia) der andern Kontinente parallel laufen.

Die Theorie der Entwicklung, so wie sie heute verstanden wird, ist imstande, viele andere Aspekte des fossilen Materials zu erklären. Ein gutes Beispiel zur Illustration der Arbeitsweise dieser Theorie ist ein Kapitel aus der Entwicklung der Pferde: Es geht um die langsame Verwandlung der Pferdeahnen (Architherinae) zur Familie der Pferde (Equinae) im Tertiär. Ein wesentliches Element in dieser Verwandlung war der progressive Wandel in der Ernährungsweise. Zwei Haupttypen sind hier zu erwähnen: die Laubfresser und die Grasfresser. Sie zeigen eine auffällige Verschiedenheit in der Höhe der Zähne: Laubfresser besitzen Backenzähne mit niedrigen Kronen (brachydonte Backenzähne), während Grasfresser Backenzähne mit hohen Kronen und kurzen Wurzeln besitzen (hypsodonte Backenzähne). Die offene Steppe ist der Lebensraum für die Grasfresser, während das geschütztere Waldgebiet das der Laubfresser ist. Diese Tatsache bewirkt eine gewisse Isolation der zwei Typen durch ökologische Schranken. Im Oligozän (Ende der ersten Hälfte des Tertiärs) wanderten die Anchitherinae, typische Laubfresser und Waldtiere Nordamerikas, nach Europa, wo die eigentlichen Pferde seit

dem Eozän (Beginn des Tertiärs) fehlen. Dort bürgerten sie sich im Miozän (Beginn der zweiten Hälfte des Tertiärs) gut ein. Sie zeigten eine eindeutige Tendenz größer zu werden. So entstanden Typen wie zum Beispiel Anchitherium, von der Größe eines Ponys, mit brachydonten Backenzähnen. Nun aber trifft es sich, daß hypsodonte Backenzähne für größere Pferde vorteilhafter sind und daher bewegt sich die ursprünglich brachydonte Population langsam vom geschützteren Waldland ins offene Grasland. Die Trennung der beiden Typen wurde schließlich vollendet im späten Miozän.

Man mag einwenden, es sei leicht, eine Theorie auf einen bestimmten Ereignisablauf anzuwenden, der tausend und einer Erklärung fähig sei. Abgesehen davon, daß, würde man auch nur (gerade) nach einer einzigen anderen Erklärung fragen, diese vermutlich die Tatsachen nicht so vollständig erklären könnte wie die oben dargestellte, so muß ich doch betonen, daß ich nicht diese Theorie der Entwicklung zu verteidigen gedenke, sondern sie erklären möchte, soweit das innerhalb eines bescheidenen Artikels möglich ist. Ich würde diese Aufgabe nicht erfüllen, hätte ich nicht versucht zu zeigen, daß Begriffe wie Mutationsdruck und Auswahl reale Existenz haben und – was mehr ist –, daß sie genügen, die Änderungen im Laufe der Entwicklung, wie wir sie aus der Paläontologie kennen, zu erklären. Der Weg, dies letztere zu beweisen, besteht darin, quantitativ den Einfluß dieser Faktoren zu messen. Das ist möglich mit Hilfe statistischer Methoden und wird auch tatsächlich getan in der Populationsgenetik. Es muß dabei festgehalten werden, daß die in den Berechnungen angewandten Formeln das Resultat empirischer Untersuchungen sind und nicht das Produkt einer apriorischen Deduktion.

Die Populationsgenetik zeigt die Natur und Wirksamkeit des Mutationsdruckes. Nehmen wir zwei gleich gut umweltangepaßte Linien innerhalb einer Population an, die sich aber in einem einzigen Gen unterscheiden sollen: Das Gen A in der einen Linie, das Gen a in der andern (die Gene werden mit der großen und kleinen Schreibform des gleichen Buchstabens bezeichnet, um anzudeuten, daß es sich um Allele handelt, das heißt um Gene, die einander vertreten können). Beide Linien kreuzen sich ungehindert und zufällig. Nehmen wir nun an, diese Erbfaktoren kommen in der Population in einem bestimmten Verhältnis vor: 25 % für A und 75 % für a. Es werden drei Genotypen AA, Aa und aa im Verhältnis von 6,25 %, 37,5 % und 56,25 % entstehen. Dieses Verhältnis wird in den kommenden Generationen konstant bleiben, ausgenommen in zwei Fällen:

1. Fall: Die Kreuzungen geschehen nicht zufällig, sondern bestimmte Möglichkeiten werden bevorzugt. Damit wird das Verhältnis der Genotypen AA, Aa und aa verändert. Das Verhältnis der Gene aber bleibt konstant, nämlich 25 % für A und 75 % für a.

2. Fall: Es treten Mutationen auf: A verwandelt sich in a. Damit wird nun auch die Genhäufigkeit, das Verhältnis zwischen A und a geändert. Langsam verschwinden die A Gene, bis schließlich die a Gene 100 % ausmachen. Nun zeigen aber Beobachtung und Experiment, daß die Geschwindigkeit solcher Änderungen (= die Mutationsrate) sehr klein ist, etwa ein Zehntausendstel bis ein Zehnmillionstel der A Gene pro Generation. Das bedeutet aber, daß eine große Zahl von Generationen nötig sein wird, um durch Mutationsdruck allein große Änderungen zu erzeugen. In Tat und Wahrheit so viele, daß die Änderungen im Lauf der Evolution nicht durch Mutationsdruck allein erklärt werden können. Beträgt die Genhäufigkeit für A 50 % und die Mutationsrate ein Zehntausendstel, so sind etwa 2000 Generationen nötig, um diese Genhäufigkeit um 10 % auf 40 % herunterzudrücken. Andererseits sind die Mutationen selten dominant, meistens nachteilig und oft letal. All das aber bedeutet nicht, daß der Mutationsdruck ein vernachlässigbarer Faktor im normalen Lauf der Entwicklung wäre. Selbst wenn die mutierten Gene nachteilig

sind, so besteht die Möglichkeit, daß eine große Zahl dieser Gene im heterozygoten Zustand gespeichert wird, dadurch von dominanten Genen verdeckt werden und so doch einen großen Variationsvorrat schaffen. Wie wir gesehen haben, sind große Variationsvorräte von äußerster Wichtigkeit für das Überleben von Populationen in der veränderlichen Umwelt. Nicht große sichtbare Veränderungen hervorrufen, sondern solche Variationsvorräte unterhalten, das ist die Hauptaufgabe des Mutationsdruckes.

Verschieden davon ist die Situation vom Selektionsdruck her gesehen. Wiederum haben wir uns der Populationsgenetik zuzuwenden, um die Natur und die Wirksamkeit des Anpassungsdruckes zu verstehen. Nehmen wir an, daß der Anpassungswert der dominanten Homozygote AA und damit auch der dominanten Heterozygote Aa 100 % betrage, das heißt, alle Nachkommen gelangen zur Fortpflanzung (idealer Fall). Der Anpassungswert der rezessiven Homozygote aa betrage im ersten Fall 90 %, im zweiten 0 %, das heißt durchschnittlich werden 10 % (resp. 100 %) der Nachkommen im Kampf ums Dasein ausgemerzt, und nur 90 % (resp. 0 %) gelangen zur Fortpflanzung. Die Genhäufigkeit soll für beide Gene A und a am Ausgangspunkt 50 % betragen. Wie wird sich nun das Genverhältnis in der folgenden Generation zugunsten des Gens A verschieben? Das Resultat der Berechnungen zeigt die Tabelle:

	1. Fall	2. Fall
Anpassungswert	90 %	0 %
Selektionskoeffizient	10 %	100 %
Häufigkeit des Gens A in der folgenden Generation nach erfolgter Selektion	51 %	67 %
Zunahme der Genhäufigkeit	+1 %	+17 %

In Wirklichkeit sind die Selektionskoeffizienten für gewöhnlich erheblich kleiner. Beträgt er in unserem Falle 1 %, so sind ungefähr 120 Generationen nötig, um die Genhäufigkeit um 10 % zu verschieben, also in unserem Falle die Häufigkeit des Gens A auf 60 % zu steigern. Diese Zahl zeigt mehr als genug, daß Selektion und nicht Mutation der Faktor der Entwicklung ist, wenn wir diese 120 Generationen mit den 2000 vergleichen, die nötig wären, um durch den Mutationsdruck allein denselben Effekt zu erreichen. 120 Generationen für eine Genhäufigkeitsänderung um 10 % genügt durchaus, um selbst die großen Änderungen im Lauf der Evolution zu erklären.

Am Schluß dieser Ausführungen mag uns wohl die Frage kommen, was denn nun Evolution meine. Es ist sicherlich nicht einfach ein Prozeß, der (geradlinig) zu den heute existierenden Arten führt, da ja das, was existiert relativ ist. Wenige Millionen Jahre früher existierten viele Arten von Tieren, die seither längst ausgestorben sind, und es ist unmöglich zu sagen, sie seien zu ihrer Zeit nicht erfolgreich gewesen. Die Entwicklung ist auch nicht ein Prozeß, der einfach zu Spezialisierung führt, da ja gerade hochspezialisierte Typen bei sich ändernden Bedingungen am ehesten vom Aussterben betroffen werden. Man könnte sagen, daß Entwicklung eine innere Eigenschaft lebender Materie sei, die in der sich ständig ändernden Umwelt in Erscheinung trete und den Gesetzen der Vererbung unterworfen sei. Es ist ein dynamischer Prozeß, der das Leben auf Erden bis zum Ende der Welt erhalten wird.

Rev. A. Szébenyi B.A. Oxford

Literatur: Cain, A. J., 1954, Animal species and evolution, London; Darwin, Ch., 1872, The Origin of Species, 6th ed. London; Dobzhansky, Th., 1953, Genetics and the origin of species, New York; Fisher, R. A., 1931, The evolution of dominance, Biol. Rev. 6 : 345-68; Ford, E. B., 1934, Mendelism and Evolution, London; Romer, A. S., 1945, Vertebrate Palaeontology, Chicago; Simpson, G. G., 1944, Tempo and mode in evolution, New York; Simpson, G. G., 1951, The meaning of Evolution, New Haven.

Zweite Hälfte des XX. Jahrhunderts: Zeit der Gelassenheit

Ein großer «Außenseiter» hat uns verlassen, Albert Camus ist tot. Der mit der Verleihung des Nobel-Preises (1957) verbundene Betrag ermöglichte ihm, in der Nähe des provençalischen Dorfes Lourmarin ein Familienhaus zu erwerben. Er brachte seine in Brüche gegangene Ehe wieder in Ordnung und wohnte mit seiner Frau und seinen 14jährigen Zwillingen dort zusammen. Der Neffe des Herausgebers von Camus' Schriften, Michel Gallimard, hielt am 4. Januar aus Cannes kommend mit Frau und Tochter in Lourmarin an und fragte Camus, ob er nach Paris mitfahren möchte. Um zwei Uhr nachmittags, 160 Kilometer südlich von Paris bei Villeneuve-la-Guyard, kam der Wagen ins Schleudern und prallte mit voller Wucht gegen einen Baum. Der Geschwindigkeitsmesser des Facel Vega-Wagens zeigte 150 km. Camus starb auf der Stelle. Ein absurder Tod, schrieb Paris-Presse und brachte damit das Revoltierend-Unsinnige dieses ganzen Geschehnisses zum Ausdruck, das wir alle empfunden haben. Sein Gewissen und sein geradezu feierlicher Tiefgang werden uns fehlen. Es ist oft müßig, das persönliche Schicksal eines Menschen symbolisch zu deuten. Doch können wir uns nicht wehren, bei aller Reverenz, zu der uns die lautere Menschlichkeit von Albert Camus verpflichtet, in diesem Tod einen Markstein, einen Abschluß für eine vergangene Epoche zu sehen. Einer der letzten «Außenseiter» hat sich von uns verabschiedet.

Die Außenseiter sind vorbei

Einer der «intellektuellen Halbstarke» Englands, *Colin Wilson*, hat in seinem provozierenden Buch «The Outsider» (1956) mit drolliger Feierlichkeit verkündet: die Zeit der «Außenseiter» sei vorbei.¹ Der damals Vierundzwanzigjährige holte sich damit sowohl donnernden Beifall wie auch akademisches Nasenrumpfen. Dieser junge Mann, bekannt durch seine Gewohnheit, in seinem Schlafsack in Wartesälen zu übernachten und die bürgerliche Welt durch die bewußt gepflegte Ungepflegtheit seines Aussehens zu stoßen, hat etwas durchaus Richtiges gesehen: die heutige Generation fühlt sich in der von Alleingängern geschaffenen geistigen Atmosphäre der ersten Hälfte des XX. Jahrhunderts nicht mehr daheim. Die Verkörperung dieser «vergangenen Epoche» war der «Außenseiter». Aus jedem geschichtlichen Zeitalter erhebt sich ein Menschentypus, der die wesentlichen Charakterzüge der Zeit in sich kristallisiert. Unser Abendland hat den Heiligen, den Helden, den Hofmann und den Revoltierenden gesehen und sich in ihnen erkannt. Die letzte Kristallisierungsform des abendländischen Geistes war die merkwürdige Gestalt des «Außenseiters». Colin Wilson entwarf die Grundzüge dieses Menschentyps anhand der Analyse von so verschiedenartigen Vertretern dieser Richtung wie Kierkegaard, Tolstoi, Shaw, Ramakrishna, T. E. Lawrence, Nijinsky, Van Gogh, Dostojewskij, Nietzsche, Hemingway, Sartre, Malraux, Camus und andere. Sie alle waren in einem einzigen Punkt wesensverwandt: sie waren Außenstehende, Männer, die die Brüchigkeit unserer konventionellen Einrichtungen erkannt hatten und ihnen eine Anarchie des Geistes, ein gewisses intellektuelles Chaos vorzogen, in dem sie eine tiefere Wirklichkeit sahen als in den oberflächlichen Ordnungen, auf denen unser Leben ruht. Unsere geistige Wohnung wurde von diesen Außenseitern errichtet. Die junge Generation der zweiten Hälfte des XX. Jahrhunderts hat aber – wenigstens nach Colin Wilson's Meinung – mit diesen Männern nichts mehr zu tun. Ihre Revolten und selbst ihre Außenseiterei sind ihnen vollständig fremd. Nun hat Colin Wilson für die Verdeutlichung der Gestalt des Außenseiters die im Jahre 1942 veröffentlichte

¹ Colin Wilson: *The Outsider*. Gollancz, London, 1956.

Erzählung von *Albert Camus*, «L'Étranger», gedient. Es seien deshalb hier in wenigen Strichen die Vorkommnisse dieses «récit» und der Gestalt des «Fremdlings» nachgezeichnet.

Der Name des Fremdlings ist Merseult. Er ist ein kleiner Angestellter in Algier und lebt das monotone Leben aller Büroangestellten. In einem Altersheim hat er seine Mutter untergebracht, besucht sie aber nicht. Merseult hat ihr nichts zu sagen; überhaupt hat er niemandem etwas zu sagen. Allem, was sich um ihn herum bewegt und allem, was er selber ist und tut, ist er fremd und gleichgültig. Das Wort Gleichgültigkeit ist für die Bezeichnung seines inneren Zustandes nicht ganz geeignet: er vermag seiner Eigentlichkeit die Masken der Konventionen (vor allem die Masken der Sprache) nicht aufzusetzen und das wirkt als Gleichgültigkeit. Da seine Mutter stirbt, geht er hin und hält bei der Verstorbenen Nachtwache, trinkt den angebotenen Kaffee und raucht Zigaretten. Am nächsten Tag geht er mit seiner Geliebten schwimmen und besucht mit ihr nachher einen Film von Fernandel. Das Mädchen möchte ihre Beziehungen durch Heirat in Ordnung bringen. Merseult antwortet, er könne sie heiraten, wenn sie es wünsche, im Grunde sei es ihm aber gleichgültig. Dann kommt die schreckliche Szene am Gestade: der Fremdling fühlt sich von einem Araber bedroht und tötet ihn, fast wahnsinnig geworden unter dem Einfluß eines Sonnenstiches, eigentlich ohne Grund. Er feuert noch sinnlos drei Schüsse in die Leiche des Arabers. Für den Staatsanwalt sind die an sich banalen Begebenheiten aus dem Leben Merseult's Hinweise auf eine völlige Herzensleere. Er fügt die einzelnen Ereignisse, die Tasse Kaffee, die Zigaretten, das Baden, den Kinobesuch, die drei Schüsse zu einem einzigen Bild: Merseult ist ein Monster. Der Fremdling versteht nichts. All das beruht auf einem Mißverständnis. Er wehrt sich aber nicht gegen die Anklage, es ist ihm alles gleichgültig. Die Gestalten des Prozesses bewegen sich vor ihm wie im Traum und er fühlt sich unendlich fremd unter ihnen. Seine Abwesenheit bringt ihn schließlich auf die Guillotine. Vor dem Tode wacht er einmal (eigentlich das erste Mal) aus diesem Traumzustand auf und hat noch die Ahnung einer sublimen Möglichkeit namenlosen Glücks. Es ist aber schon zu spät.

So weit die Zeichnung dieser Gestalt, in der uns Colin Wilson den «Außenseiter» erläutern wollte. Die großen Außenseiter unserer Kultur konnten – ungleich Merseult – ihr erwachtes Fremdsein im geistigen Schaffen entfalten. So entstand die paradoxe Situation: indem sie unsere Kultur verleugneten, schufen sie unsere Kultur. Die These Wilson's, trotz ihrer Manieriertheit, zeugt von einer außerordentlichen Klarsicht und ließe sich als ganzheitliche Kulturschau unserer nächsten Vergangenheit fruchtbar machen. Allein unsere eigentliche Frage zielt anderswohin: Warum brach diese «Außenseiterkultur» in der zweiten Hälfte des XX. Jahrhunderts zusammen, und was ist der neue Menschentypus, in dem sich die Charakterzüge der neu anhebenden Zeit verdichten? Um diese Frage zu beantworten, nehmen wir einen Umweg. Es ist wohlbekannt, daß einer der charakteristischsten Züge des Außenseiters seine ablehnende Haltung der technischen Welt gegenüber war. Er sprach gern und oft von Untergang. Untergang des Abendlandes, Untergang der Kultur, Untergang der Person in einer mechanisierten Welt. Er sah in der anrollenden technischen Revolution eine Bedrohung. Er befürchtete, daß die Technik den Menschen auf eine Weise fesseln, blenden und verblenden könnte, daß eines Tages das rechnende und be-rechnende Denken als das einzige in Geltung bliebe. Für ihn war die Technik etwas Unheimliches, ja gewissermaßen ein Dämon, der das Herz mit vergänglichen Erfüllungen betört und die menschliche Tiefe entleert. Selbst dort, wo sich dieser Mensch (wie zum Beispiel ein Saint Exupéry) zur Bejahung der Technik entschließt, hat seine Haltung etwas Trotziges: er bringt den Erweis, daß es mitten im Zeitalter der Maschine trotz allem noch den vollendeten Gentilhomme gibt. Diese Haltung wurde von vielen von uns nachgelebt. Gerade das ist der Punkt, an dem sich in der neuesten Vergangenheit eine grundsätzliche Wandlung vollzog. Wenn uns der Sinn der Wandlung in der Einstellung zur Technik klar wird, werden wir die Wandlung der Menschengestalt in der neuesten Zeit erfassen können. Um das zu erreichen, möchten wir jetzt, uns auf die Untersuchungen *Gilbert Simondon's* stützend,² die

² Gilbert Simondon: *Du mode d'existence des objets techniques*. Aubier, Éditions Montaigne, Paris 1958 (S. 15–16, 113–133). Simondon's Untersu-

drei Etappen der neuzeitlichen Entwicklung der Technik und damit der Wandlung der geistigen Einstellung ihr gegenüber entwerfen.

Die drei Etappen der Technik

In der ersten Etappe der technischen Entwicklung (XVIII. Jahrhundert) bemerken wir eine langsame, aber stete Verbesserung auf dem Niveau der technischen Elemente, das heißt auf der Ebene der Werkzeuge. Der Handwerker bewahrt die althergebrachte Art der Herstellung. Er gibt die lang eingeübten Bewegungen des Schaffens nicht auf. Die alten Bewegungen werden nur einfacher, sicherer, leichter und schneller. Der Mensch fühlt sich weniger linkisch. Er erlebt seine eigene Gewandtheit, gewinnt neue Selbstachtung und Selbstsicherheit. Denn das Werkzeug, das seine Hände verlängert, ist durch ihn gesteuert, ist irgendwie er selbst. Die Entwicklung der Präzisionsinstrumente macht eine Reihe wichtiger wissenschaftlicher Entdeckungen möglich, die ihrerseits in stets aufsteigendem Fortschritt begriffen sind und deswegen den Eindruck einer unaufhörlichen Evolution erzeugen. Dieser Eindruck wird auf die Gesamtheit des geistigen Seins übertragen und es entsteht die Haltung der grundsätzlichen Bejahung des Fortschritts. Die französischen Enzyklopädisten verkörpern die neue Einstellung: Uneingeschränkte Begeisterung für den technischen Aufstieg, Vertrauen auf die positive Wissenschaft, ein fast kindlicher Glaube daran, daß die Menschheit auf dem sicheren Weg der moralisch-materiellen Entfaltung ist.

Die ganze Atmosphäre verändert sich in der zweiten Etappe der technischen Entwicklung, auf dem Niveau der Mechanisierung, das heißt auf der Stufe der «vollständigen technischen Individualitäten». Die Maschinen des XIX. Jahrhunderts sind im Grunde genommen keine Werkzeuge des handwerklichen Schaffens mehr. Sie ersetzen den Menschen. Diese technischen Objekte sind es, die von den Arbeitern zerschlagen werden, da sie Rivalen des Menschen geworden sind. Der Arbeiter verliert durch diese Maschinen seine technische Individualität: vom Schöpfer wird er zum Bediener degradiert. In der Empfindungswelt der Arbeiter erscheint dieser technische Fortschritt als etwas von seiner eigenen Persönlichkeit Abgelöstes. Er fühlt sich selbstentfremdet und seiner Eigentlichkeit beraubt. Diese dumpfe Empfindung trägt dazu bei, in ihm die neuen Aspirationen nach gesellschaftlicher Umschichtung auszulösen. Eine Stimmung der Abenddämmerung ergreift die Seelen. Die große Stunde der Außenseiter und ihrer Theorien über die Technik ist gekommen. Der eigentliche Kulturschöpfer dieser Epoche ist ein Mensch, der seine Eigenpersönlichkeit in der Gegenüberstellung von «Kultur und Technik» vollzieht. Am Ende dieser Epoche der pessimistischen Ruminatio stehen die Ereignisse, die zur Auslösung der Atombombe führen. Gerade dieses furchtbare Ereignis markiert den Anbruch einer neuen Einstellung der Technik gegenüber.

Oft nennt man die dritte Epoche der technischen Entwicklung «Atomzeitalter». Diese Namengebung ist insofern ungenau, als sie nicht das Eigentliche, nicht einmal das Entscheidende des neuen technischen Sprungs nach vorne bezeichnet. Der Name scheint nämlich zu besagen, daß die Fruchtbarmachung der Atomenergie die neue technische Situation herbeiführte. Dem ist aber nicht so. In Wirklichkeit gehört die Atomenergie noch zu der zweiten Etappe der technischen Evolution: sie besagt eine neue Energiequelle im Dienste der Menschheit. Erst auf dem Niveau der selbststeuernden technischen Einheiten geschieht der entscheidende technische Durchbruch. Die ersten selbststeuernden Einheiten wurden während des zweiten Weltkrieges, dank der für Kriegszwecke fieberhaft entwickelten elektronischen Wissenschaft, hergestellt. Damals brauchte man automatische Zielvorrichtungen für Flakgeschütze und Bombenflugzeuge, welche eine blitzschnelle Verarbeitung einer Reihe von ständig sich verändernden Gegebenheiten leisten und in entsprechende elektronische Lenkimpulse umwandeln konnten. Dabei wurden die Prinzipien der sich automatisch selbstregulierenden Maschine erarbeitet. Erst aufgrund dieser neuen Erkenntnisse ergab sich die Möglichkeit, selbständige maschinelle Einheiten herzustellen und dadurch den Menschen grundsätzlich von der «Bedienung» der Maschine zu befreien. Die Auswirkungen dieser Entwicklung, vor allem auf geistig-sozialem Gebiet, sind heute noch nicht abzusehen. Eines können wir aber schon jetzt mit Sicherheit festhalten: die Befreiung des Menschen von dem eigentlichen Produktionsprozeß und seine grundsätzliche Loslösung von der «Bedienung» der maschinellen Welt bedeuten keineswegs eine Loslösung des Menschen von der Technik. Ganz im Gegenteil, sie bringen die Technik dorthin

chungen liefern uns die bis jetzt eindringlichste Auseinandersetzung eines Philosophen mit der Frage der Technik.

zurück, wohin sie eigentlich gehört, in die Sphäre der geistigen Kulturschöpfung. Denn die elektronisch selbstregulierenden Automaten brauchen den Menschen viel mehr als die einfachen Maschinen. Sie brauchen ihn nicht als Bediener, sondern als Entwerfer, Durchdenker und Informatoren. Diese Apparate brauchen geistigen «Beistand». Das aber heißt nicht, daß der Mensch sie ständig überwacht und «mit ihnen» arbeitet, sondern daß er in ihrer Konstruktion geistig neue Relationen findet, ihnen neue Aufgaben eingibt, sie vom Geist her ständig informiert. Die Voraussetzung der neuen Technik, die Bedingung ihrer Möglichkeit ist also eine geistige Entwicklung des Menschen, ja eine Entfaltung seiner Eigenpersönlichkeit. Darin bahnt sich eine unabsehbar fruchtbare Dialektik zwischen Technik und Kultur an. Hierin besteht das vollkommen Neue der neu anhebenden technischen Entwicklung.

Der neue Menschentyp

Im Nachvollzug dieser neuen technischen Situation entwickelt sich ein neuer Menschentyp. Vergessen wir nicht, daß zum Beispiel in Deutschland über 70 Prozent des männlichen Nachwuchses in Berufe einziehen, die der Naturwissenschaft und der Technik angehören oder von diesen Fächern wesentlich bestimmt sind. Wer aber naturwissenschaftlich-technisch erzogen wird und nach den Regeln dieser neuen technischen Welt arbeitet, wird von den Methoden seines Berufes her entscheidend geprägt. Seine Lebensgestaltung, seine Art zu denken, zu urteilen, ja anderen Personen zu begegnen wird dabei umgeformt. Es sollen hier die wesentlichen Eigenschaften dieses neuen Menschentyps, der unsere geistige Situation beeinflussen wird, aufgezählt werden. Unter Techniker verstehen wir hier sowohl den Ingenieur wie auch den Forscher, der seine Wissenschaft in den Dienst des technischen Fortschrittes gestellt hat, dann aber auch den spezialisierten Industriearbeiter. Um diese Leute herum finden wir einen Kreis von technischen Managern und eine sich ständig vermehrende Zahl von jungen Leuten, für die der Techniker den Idealmenschen darstellt. Die Arbeit und die Denkweise des Technikers faszinieren weit größere Kreise, als man zunächst annehmen würde. Die Denk- und Verhaltensweise dieses Menschentyps, seine Begriffe und Wertungskategorien sind von seiner Aufgabe her geprägt. Seine Aufgabe ist es aber, die Welt zu schaffen. Er greift schöpferisch in die Tiefen der Natur bis in ihre subatomare Struktur ein, stellt vollkommen neue Stoffe her, die es sonst gar nicht gibt, strahlt die Sterne mit Radargeräten an und überlegt im Ernst, wie er sich in den Weltraum begeben könnte. Die Energie nimmt in seinen Händen neue Formen und neues Antlitz an. Er kommt den physikalischen Phänomenen mit der Methode der Analyse und des Experimentierens bei. Es sind Methoden der Desindividualisierung und er neigt dazu, sie als allgemeingültig anzuschauen, ja ihre Gültigkeit bis in die Sphäre des Psychischen zu erstrecken. Seine Welt ist deswegen irgendwie anonym und geplant. Hauptkategorien der Wertung für diesen Menschen sind: Rentabilität, Produktivität, Rationalisierung. Um aber seine Aufgabe voll erfüllen zu können, darf er in seiner Forschung und Verwirklichung nicht allein stehen. Sein Fachgebiet ist meistens sehr eng und zwar dermaßen, daß er, wenn er an Gesamtprojekten arbeitet, sich entschiedener mit anderen Fachleuten zusammenschließen muß. Diese Angewiesenheit entwickelt im Menschen der modernen Technik einen sehr ausgeprägten Equipengeist, eine Art von Werk-solidarität. Dazu hilft ihm seine nüchterne Klarheit, sein Blick auf das Wesentliche, die ihm von der Technik her aufgezwungene Sachlichkeit, Zielstrebigkeit und die dabei sich immer mehr entwickelnde Selbstdisziplin und der Sinn für Einordnung. Darüber hinaus besitzt er eine herbe Verhaltenheit, dank derer er den andern seine eigenen Erlebnisse und seine subjektiven Wertungen nicht aufzwingt. Diese erscheinen ihm zu unwichtig, ja zutiefst uninteressant verglichen mit dem großen Ziel, dem er mit anderen zusammen dienen will. In dieser Haltung liegt eine unpathetische Tapferkeit, eine Kameradschaftlichkeit und eine nüchterne Engagementbereitschaft.

Gemeinschaftsgeist

Versuchen wir aus diesem allgemeinen Bild die wichtigsten Charakterzüge einzeln hervorzuheben. Als erste Eigenschaft wäre der Gemeinschaftsgeist dieses neuen Menschentypus festzuhalten. Im Jahre 1958 veröffentlichte «The Sunday Times» eine Reihe von Artikeln, verfaßt von den wichtigsten Vertretern der englischen Wissenschaft, unter dem zusammenfassenden Titel «The Destiny of Man». In seinem Beitrag «New Men for a New Era» schrieb darin *Sir Charles Snow*: «Voraussicht, Entschiedenheit und Erfindungsgabe sind Faktoren der neuen psycho-sozialen Entwicklung. Unter unseren Augen, ohne daß wir den Vorgang klar bemerken würden, suchen Männer neue Organisationsformen, welche der sich immer mehr ausdehnenden, kompliziert und verwoben werdenden Welt gewachsen sind ... Diese Leute versuchen, sich selbst umzuformen, damit sie geeignete Instrumente dieser Entwicklung werden können. Die Probleme unserer Welt sind schwierig und verflochten. Um sie meistern zu können, um ein wirklich moderner „Manager“ werden zu können, muß man nicht nur intelligent und draufgängerisch sein, sondern die Fähigkeit besitzen, in einer Gruppengemeinschaft zu arbeiten. In allen Ländern, kommunistischen und nichtkommunistischen, wenn es darum geht, neue Anwerber für die verschiedensten Stellungen, für fast alle industriellen Stellen und für jede wichtigere Angestelltenarbeit auszuwählen, werden die Leute vor allem hinsichtlich ihrer Fähigkeit, in Gruppen und Arbeitsgemeinschaften zu leben, getestet. Dies ist etwas grundsätzlich Neues. Erst seit dem Zweiten Weltkrieg haben wir angefangen, auf diese Begabung einen so großen Wert zu legen. Ohne ausdrückliche Reflexion haben wir erkannt, daß in der neuen Gesellschaft der Mensch auf einen Teil des Ausdrucks seiner Eigenpersönlichkeit verzichten muß. Unexhibierte und disziplinierte Menschen werden dadurch entstehen. Menschen, die fähig sind, sich selbst zu unterwerfen, ohne allerdings ihr persönlicheres Leben aufzugeben, welches von keiner sozialen Anpassung angerührt werden darf. Überall bemerken wir diesen neuen Menschentyp, der fähig ist, auf die neuen Aufgaben unserer Zeit zu antworten. Sie sind die neuen Menschen einer neuen Zeit.»⁸

Die skeptische Generation

In Zusammenhang mit der vorigen ist eine zweite, gleich wesentliche Eigenschaft des neuen Menschentypus hervorzuheben: dieser Mensch blickt mit skeptischer Kühle auf jegliche Äußerung des menschlichen Geistes. Um wirklich zusammenarbeiten zu können, ist er verpflichtet, die verschiedensten Überzeugungen zu achten und zu würdigen. Dazu braucht er eine große Toleranz. Er kann es sich nicht leisten, «außerhalb der Fortifikationen» ideologische Kämpfe auszutragen. Deswegen erscheint er vielfach zu flach, alltäglich, grau und resigniert. Dieser Eindruck kann aber täuschen. Dieser Mensch hat seine eigenen Überzeugungen (manchmal sind es recht armselige Prinzipien), an denen er unbedingt festhalten will, selbst wenn er nicht geneigt ist, sie anderen aufzudrängen. Er ist ein Mann der letzten Bastionen. Eine kühle Illusionslosigkeit zeichnet ihn aus. Er läßt sich nichts einreden, er läßt sich nicht ideologisch übertrumpfen. Er rechnet mit harten Tatsachen, und nur mit solchen. So muß er sich ja verhalten, wenn er seiner technischen Aufgabe gewachsen sein soll. Dieser Mensch wird vielleicht leichter zu einem echten Christen als der Humanist, der Literat oder überhaupt der Geisteswissenschaftler. Das Christentum ist ja wesentlich eine Sache der harten Tatsachen: die Großtaten Gottes in der Geschichte anzunehmen, sich in den Plan Gottes einzustellen, heißt ein Christ sein. Dieser neue Mensch hat gelernt, die Tatsachen zu achten. Ein Geisteswissenschaftler dagegen hat die Gewohnheit, eine Erscheinung einmal so, dann aber auch vollkommen anders zu «deuten»; die ganze Geschichte seiner Philosophie besteht ja darin, die gleichen Erscheinungen immer neu zu interpretieren. Er besitzt daher die nüchterne Engagementsbereitschaft des Technikers nicht. Es ist gar nicht ungewöhnlich, heute Menschen aus der neuen, ernüchterten Klasse zu begegnen, die zusammen mit einer Illusionslosigkeit einen tiefen, ja glühend-innigen Glauben in sich tragen.

Der Gerechtigkeitssinn

Eine weitere Eigenschaft des neuen Menschentypus macht sein hochentwickelter, ja überzüchteter Gerechtigkeitssinn aus. Menschliche Solidarität bedeutet für ihn eine absolute Wertnorm. Der kleinste Anschein einer Ungerechtigkeit, einer ungleichen Behandlung oder einer sozialen Ausbeutung ruft bei ihm eine tiefe Auflehnung hervor. Stellen wir einen Vergleich an, um die Explosivität dieser Einstellung zu verdeutlichen. Es war einmal möglich, theologische Hypothesen zu formulieren wie

⁸ *The Destiny of Man*. In Buchform bei Hodder and Stoughton, London, 1959 (S. 77-79).

diese: «Die Seligen im Himmelreiche werden die Qualen der Verdammten sehen, damit ihre Seligkeit ihnen noch mehr Freude bereitet.»⁴ Dieser Satz stammt nicht von einem Theologen verhärteten Herzens, sondern von dem mäßigsten und mildesten aller christlichen Denker, *Thomas von Aquin*. Es gab Zeiten, in denen das Revoltierende dieser Aussage gar nicht nachvollzogen wurde, nicht einmal von Menschen höchster religiöser Sensibilität. Stellen wir, um die Wandlung der sozialen Einstellung zu verdeutlichen, neben diese Auffassung das berühmte Wort von *Charles Péguy*, dem Sozialisten Péguy, vor seiner Rückkehr zum katholischen Christentum (der aber seine folgenden Worte nie widerrufen hat): «Also greife ich den christlichen Glauben an. Was uns in ihm das Fremdeste ist, und ich sage es, was barbarisch ist, was wir niemals zugeben können, was die besten Christen gequält hat, dessentwegen die besten Christen fortgegangen sind oder sich stillschweigend abgewendet haben ... das ist dies: diese seltsame Verbindung von Leben und Tod, die wir mit dem Wort Verdammung ausdrücken, diese seltsame Verstärkung – Verstärkung für alle Ewigkeit – der Gegenwart durch die Abwesenheit. Kein Mensch, dem Menschlichkeit zuteil geworden ist oder der sie sich erworben hat, wird dem jemals zustimmen. Niemand auch wird zustimmen, wem immer ein tiefer und aufrechter Sinn des Kollektivums zuteil geworden ist oder wer ihn sich erworben hat. Auch wird kein Bürger jemals zustimmen, der nur ein einfaches Solidaritätsgefühl besitzt. Wie wir mit den Verdammten dieser Erde solidarisch sind ... genau so – und ohne uns von Worten irreführen zu lassen, sondern auf die Wirklichkeit gerichtet – sind wir auch mit den ewig Verdammten solidarisch. Wir geben nicht zu, daß es Menschen gibt, die von der Schwelle irgendeiner Gemeinschaft zurückgestoßen werden.»⁵ Klammern wir hier die theologische Stichhaltigkeit dieser Argumentation aus, die auf falschen Voraussetzungen beruht. Wenn wir davon absehen, können wir die hinter dieser Haltung sich verborgene offene Humanität und universelle Solidarität nur bewundern. Sie gehört zu den Wesenseigenschaften des neuen Menschentypus.

Sinn für das Umfassende

Pierre Teilhard de Chardin stellt einen weiteren Charakterzug bei der jungen Generation fest, den Sinn für das Umfassende. Er spricht sich darüber in seinem «*Le Milieu Divin*» folgendermaßen aus: «Die Bereicherung und zugleich die Beunruhigung des religiösen Denkens unserer Zeit rührt von der großen Offenbarung her, die uns überall, in uns selbst und um uns herum die Größe und die Einheit der Welt vor Augen stellt. Um uns herum erstrecken sich die Wissenschaften des Realen grenzenlos in die Abgründe der Zeit und des Raumes. In uns, unter dem Einfluß dieser erhabenen Entdeckungen, erwächst und nimmt Gestalt eine Welt von Verwandtschaften. Es werden in uns vereinheitlichende Sympathien wach und nehmen greifbar-feste Formen an. Sie sind zwar alt, wie die menschliche Seele selbst, sie waren aber bis jetzt mehr erträumt als gelebt ... Es ist heute eine geradezu banale Begebenheit, einem Menschen zu begegnen, der ohne Mache und ganz natürlich mit dem Bewußtsein lebt ... ein Bürger des Universums zu sein.»⁶

Zukunftsgerichtet

Das für die Phänomene der Wandlung so außerordentlich empfindliche Auge Teilhards erblickte in der Zukunftsgerichtetheit eine weitere Wesenseigenschaft des neuen Menschentypus. Aus seinem Aufsatz «Un grand événement qui se dessine: la planétisation humaine» entnehmen wir den nachfolgenden Text. «In dem denkenden Magma, in der knetbaren Masse der Menschheit tauchte zuallerletzt eine Substanz auf, ein neues, noch nicht katalogisiertes aber außerordentlich wichtiges Element: ... ein Mensch, dem die Zukunft mehr bedeutet als die Gegenwart ... Die ersten Verwirklichungen dieses Menschentyps leben schon unter uns: Wissenschaftler, Denker, Flieger usw., all jene, die vom Dämon (oder Engel) der Forschung besessen sind. Versuchen wir auf einer imaginären geographischen Karte

⁴ *Beati in regno coelesti videbunt poenas damnatorum, ut beatitudo illis magis complaceat.* (*Summa Theol.* Suppl. Q 94, a 1, concl; vgl. auch: *Sent.* 4, q 11, a 4, quaestiu. 1.)

⁵ *Charles Péguy: De la Grippe*. Wir zitieren nach der Übersetzung von *Reinhard Lauth: Die Frage nach dem Sinn des Daseins*. J. A. Barth, München, 1953 (S. 280). Freilich vergißt Péguy, daß die Lehre von der ewigen Verdammung weniger das besagt, daß Gott «jemand von der Schwelle zurückstößt» oder «die Türe vor der Nase zuschlägt», als daß der Verdammte selbst den ewig ihn rufenden Gott zurückstößt und dem ewig an der Schwelle stehenden Gott die Türe zuschlägt. (Vgl. *Henri de Lubac: Über die Wege Gottes*. Herder, Freiburg, 1958 (S. 157).)

⁶ *Pierre Teilhard de Chardin: Le Milieu Divin*. Éditions du Seuil, B. IV der Gesamtausgabe, Paris, 1957 (S. 23).

die wahrscheinliche Verteilung dieses Menschentyps aufzuzeichnen. Eine ganze Reihe von bemerkenswerten Einzelheiten werden auf dieser graphischen Darstellung sichtbar. An erster Stelle: die eingezeichneten Punkte finden sich fast überall auf der denkenden Oberfläche der Erde. Sie sind dichter vertreten innerhalb der weißen Rasse und in der Nähe der unteren sozialen Klassen, sie erscheinen aber, wenigstens sporadisch, in jeder der Abteilungen, die das Menschengeschlecht ordnen. Ihr Erscheinen entspricht also offenbar einem Phänomen noosphärischen Ausmaßes. An zweiter Stelle: eine klar bemerkbare Anziehungskraft spannt sich zwischen diesen zerstreuten Elementen und bringt sie einander ständig näher. Nehmen sie in irgendeiner Versammlung zwei Menschen, die den eben erwähnten geheimnisvollen Zukunftssinn in sich tragen, sie werden in der Masse schnurgerade aufeinander zugehen und einander erkennen. Diese Begegnung und diese Gruppierung begrenzt sich nicht – und das ist der dritte und bemerkenswerteste Charakter dieses Vorganges – auf die Elemente einer und derselben sozialen Kategorie, das heißt auf eine der Abteilungen der Noosphäre. Es gibt für diese Anziehungskraft keine Schranken, keine undurchdringlichen sozialen, rassischen oder religiösen Barrieren. Ich habe hundertmal die Erfahrung gemacht und jeder kann sie wiederholen: was auch immer seine Heimat, sein Credo und sein soziales Niveau sei, wenn ich einem Menschen begegne, in welchem, genau wie in mir, der gleiche Brand der Erwartung lodert, kommt unmittelbar ein tiefer, endgültiger und ganzheitlicher Kontakt unter uns zustande. Ganz wesentlich ist dabei, wie wir unsere Hoffnungen formulieren, je nach der Verschiedenheit unserer Erziehung und Bildung. Wir fühlen uns verwandt, wir sind Glieder der gleichen Gattung von Menschen. Ja wir erfahren sogar, daß selbst unsere Gegensätze und Antagonismen uns zusammenjochen, als ob es zwischen uns eine vitale Dimension geben würde – ... von Herz zu Herz –, in welcher jegliche Anstrengung uns näherbringt. Für diese verschiedenen Phänomene sehe ich keine andere Erklärung, als daß – durch die geistigen und sozialen Erschütterungen, die seit anderthalb Jahrhunderten die Welt erbeben lassen – eine radikale Absonderung im Schoße der menschlichen Masse zustande kam. Dies aber genau in der Richtung, in welcher man sie erwarten konnte: es geschieht eine Bewußtwerdung von allem, was sich bewegt, und eine Isolierung der sich Bewegenden von dem, was unbeweglich bleibt; es geschieht eine unwiderstehliche Vermehrung und Vereinheitlichung auf der ganzen Oberfläche der Erde jener Elemente, in denen der Sinn der Evolution wach geworden ist; eine neue noosphärische Schicht ist im Begriff (in Widerspruch zu der Mehrheit unserer althergebrachten Kategorien) aufzusteigen; darin tritt die Menschheit, unter dem Einfluß des erst spät bemerkbar gewordenen Geistes der Entwicklung, in die ‚sympathische Phase‘ der Kollektivisierung ein.⁷

Geläuterter Glaube

Als letzte Eigenschaft bemerken wir in diesem, heute noch in verschwommenen Vorzeichen und Vorahnungen erscheinenden Menschen einen durch den Atheismus geläuterten Gottesglauben. Täuschen wir uns nicht, wenn dieser neue Menschentyp sich selbst sehr oft als Atheisten bezeichnet. Es ist manchmal erschreckend zu sehen, wie man diesem Menschen, vor dem sich ein immer größer werdendes Universum auftut und dessen Wissen sich geradezu explosionsartig in allen Richtungen erweitert, einen Gott vorstellt, dessen Züge uns an diejenigen eines immer auf sein Recht pochenden, ängstlichen und beängstigenden Haustyranen erinnern. Der experimentelle Umgang mit einer sich immer größer, herrlicher und wunderbarer zeigenden Welt hat diesen neuen Menschen gelehrt, was Hoheit und Würde ist. Mit bestem Willen findet er in diesem Universum keinen Platz für einen kleinlich-würdelosen, kleinbürgerlichen Gott. Dieser Mensch ist oft erschreckt, sich als Atheisten bezeichnen zu müssen. Auf diesen Tatbestand hat *Karl Rahner* schon vor etlichen Jahren hingewiesen. Rahner nennt diesen Menschen einen «bekümmerten Atheisten» und beschreibt ihn folgendermaßen: «Das Erschrecken über die Abwesenheit Gottes in der Welt, das Gefühl, das Göttliche nicht mehr realisieren zu können, das Bestürztsein über das Schweigen Gottes ... diese Erfahrung, die meint, sie müsse sich selbst theoretisch als Atheismus interpretieren, ist eine Erfahrung tiefster Existenz (wenn auch eine falsche Interpretation teilweise damit verbunden wird), mit der das vulgäre Denken und Reden des Christentums noch lange nicht fertig geworden ist. Es ist aber im Grunde nur die Erfahrung, daß Gott nicht in das Weltbild hineingehört, die Erfahrung, daß der wirkliche Gott kein Demiurg ist, daß er nicht die Feder im Uhrwerk der Welt ist, daß dort, wo in der Welt etwas

geschicht, was zum ‚normalen‘ Bestand der Welt gehört, dafür immer auch eine Ursache entdeckt werden kann, die nicht Gott selber ist ... Diese Erfahrung des bekümmerten Atheismus ist im Grunde das Wachsen Gottes im Geist der Menschheit ... Der wissenschaftlich Gebildete von heute hätte die Aufgabe, die Schmerz und Gnade in einem ist, diese Erfahrung anzunehmen, sie nicht in einer voreilig billigen Apologetik eines anthropomorphen ‚Gottesglaubens‘ zu verdrängen, sie richtig zu deuten, das heißt zu verstehen, daß sie in Wahrheit mit einem eigentlichen Atheismus nichts zu tun hat.»⁸

Ergebnis

Versucht man diese sporadischen Hinweise auf einen neuen Menschentyp in ein einziges Bild zusammenzuschauen und das Neue an diesem Menschen in einer einzigen Aussage einzufangen, so kommt man zur folgenden, zuerst wohl ein wenig merkwürdig anmutenden Schlußfolgerung: dieser neue Mensch und die mit ihm anbrechende neue Epoche ist durch die Gelassenheit gekennzeichnet. Das Wort «Gelassenheit» drückt eine gewisse Ruhe des äußeren Verhaltens aus, der ein inneres Zumutesein der Festigkeit im Wechsel der äußeren Geschehnisse zugrundeliegt. Es gibt verschiedene Arten von Gelassenheit als Lebenshaltung. Wenn wir das Wort aussprechen, denken wir gewöhnlich an jenen Menschen, in dem das Lebensgefühl der Antike gleichsam aufgefalte: an den Stoiker. Dieser war im Grunde ein sehr verletzliches Wesen und hatte die größte Mühe, mit der ihm feindlich erscheinenden Welt fertig zu werden. Er war sich seiner eigenen Verletzlichkeit voll bewußt und erfuhr gleichzeitig im schmerzlichen Ernst die Ausgehöltheit alles Seienden. Um dieses Schicksal bewältigen zu können, zog er sich in seinen innersten Ichkern zurück. An diesem Punkt stehend erfährt er sich als unerschütterlich, dem sinnlosen Schicksalsgewebe enthoben, ja als ständig jenseits des eigenen Schicksals stehend. Aus diesem entrückten Punkt der Existenz vermag er sich dann wieder der Welt zuzuwenden, sie in Gelassenheit, ruhig, kühl, tapfer und in männlichem Ernst zu gestalten. Die neue Gelassenheit, von der wir in bezug auf den neuen Menschentypus der zweiten Hälfte des XX. Jahrhunderts sprechen, hat mit dieser stoischen Gelassenheit eigentlich nichts oder nur ganz wenig zu tun. Sie entsteht im Zuge einer völlig verschiedenen Existenzbewegung. Sie ist die Ruhe, die Kühle, die Festigkeit und Unerschütterlichkeit eines Menschen, der sich endgültig mit den Dingen der neuen Welt eingelassen hat und dabei erfuhr, daß er dadurch ständig von Gefahren bedroht ist. Soll er bei seinem Experiment ausharren (es bleibt ihm nichts anderes übrig), so muß er die allergrößte Ruhe mitten in allergrößter Bedrohung bewahren. Psychologisch muß er die Festigkeit jener mittleren Stimmungslage erreichen, die sich als ein Fehlen starker Stimmungsschläge gegenüber den einzelnen, bedrohlichen oder erhebenden Lebenserfahrungen bewährt. Dieser psychologischen Haltung liegt aber ein ontologischer Vorgang zugrunde, der mehr ist als eine bloße Festigung der Stimmungslage. Eine neue Gebundenheit des Menschen zu den Dingen, zu den zugleich als großartig und als bedrohend erscheinenden Dingen, will sich verwirklichen. Man könnte diese «ontologische Gelassenheit» als Gelassenheit zu den Dingen bezeichnen. Indem man die Dinge so erfährt, schafft sich eine neue Geschichte und für die Welt wird eine neue Möglichkeit des Fortbestehens errungen. Darin wandelt sich der Bezug des Ausharens, des Ertragens und der Gelassenheit in eine Erfahrung des Göttlichen.

In einer Rede bei der Feier zum 175. Geburtstag des Komponisten Conradin Kreutzer am 30. Oktober 1955 hat *Martin Heidegger* die hier angedeuteten Gedanken ausgeführt.⁹ Er warf

⁷ Pierre Teilhard de Chardin: *Un grand événement qui se dessine: la planétisation humaine*. Cahiers du Monde Nouveau, août-septembre, 1946. Abgedruckt in *L'Avenir de l'homme*. Éditions du Seuil, B.V der Gesamtausgabe, Paris, 1959 (S. 172–174).

⁸ *Karl Rahner: Wissenschaft als Konfession? Gott, seine Offenbarung und das moderne Weltbild*. «Wort und Wahrheit», Jg. 9, Heft 11, 1954 (S. 812–813).

⁹ Veröffentlicht in einem Band mit dem Aufsatz «Zur Erörterung der Gelassenheit. Aus einem Feldweggespräch über das Denken.» Als erster Teil des Bandes: *Gelassenheit*. Günther Neske, Pfullingen, 1959.

die Frage auf: «Könnte nicht, wenn schon die alte Bodenständigkeit verloren geht, ein neuer Grund und Boden dem Menschen zurückgeschenkt werden, ein Boden und Grund, aus dem das Menschenwesen und all sein Werk auf eine neue Weise und sogar innerhalb des Atomzeitalters zu gedeihen vermag?»¹⁰ Er beantwortete diese Frage, indem er von uns eine Haltung des gleichzeitigen Ja und Nein zur technischen Welt forderte. Diese Haltung bezeichnete er als «Gelassenheit zu den Dingen». Darin wird «unser Verhältnis zur technischen Welt einfach und ruhig. Wir lassen die technischen Gegenstände in unsere tägliche Welt herein und lassen sie zugleich draußen, das heißt auf sich beruhen als Dinge, die nichts Absolutes sind, sondern selbst auf Höheres angewiesen bleiben ... Achten wir nun aber eigens und stets darauf, daß uns überall in der technischen Welt ein verborgener Sinn anrührt, dann stehen wir sogleich im Bereich dessen, was sich uns verbirgt und zwar verbirgt, indem es auf uns zukommt. Was auf solche Weise sich zeigt und zugleich sich entzieht, ist der Grundzug dessen, was wir Geheimnis nennen. Ich nenne die Haltung, kraft deren wir uns für den in der technischen Welt verborgenen Sinn offen halten: die Offenheit für das Geheimnis.»¹¹ In dieser Haltung erblickt Heidegger die Möglichkeit einer neuen

¹⁰ a.a.O. S. 23.

¹¹ a.a.O. S. 25–26.

Bodenständigkeit: «Die Gelassenheit zu den Dingen und die Offenheit für das Geheimnis gehören zusammen. Sie gewähren uns die Möglichkeit, uns auf eine ganz andere Weise in der Welt aufzuhalten. Sie versprechen uns einen neuen Grund und Boden, auf dem wir innerhalb der technischen Welt, und ungefährdet durch sie, stehen und bestehen können. Die Gelassenheit zu den Dingen und die Offenheit für das Geheimnis geben uns den Ausblick auf eine neue Bodenständigkeit. Diese könnte sogar eines Tages geeignet sein, die alte, jetzt rasch hinschwindende Bodenständigkeit in einer gewandelten Gestalt zurückzurufen.»¹²

Neue Bodenständigkeit als Erfahrung dessen, daß das sich ins Unvorstellbare erweiternde Universum in die Gnade und das Erbarmen eines noch größeren Gottes eingebettet ist und einzig in ihm seinen Sinn besitzt. Die ersten Zeichen dieser Bodenständigkeit kann man bereits in den Zügen des neuen Menschentyps der zweiten Hälfte des XX. Jahrhunderts entdecken. Sie selbst zu erringen bleibt eine Aufgabe. Wie Heidegger sagt: «Allein – die Gelassenheit zu den Dingen und die Offenheit für das Geheimnis fallen uns niemals von selber zu. Sie sind nichts Zu-fälliges. Beide gedeihen nur aus einem unablässigen herzhaften Denken.»¹³

Dr. L. B.

¹² a.a.O. S. 26.

¹³ a.a.O. S. 27.

Ex urbe et orbe

Sowjetunion: ein neuer Propagandafeldzug

Die Lektüre der sowjetischen Zentralzeitung *Prawda* stellt im allgemeinen kein Vergnügen dar. Endlose Leitartikel mit endlosen Wiederholungen der Parteiterminologie, die Veröffentlichung ebenso endloser Reden mit immer gleichem Formulierungsschatz sind danach angetan, dem Leser jede Aufnahmeleidenschaft zu nehmen: dennoch muß dies Opfer auch westlicherseits gebracht werden, um gegen die bolschewistischen Kampfmethoden gewappnet zu sein, die im terminologischen und phrasologischen Wulst der «Prawda» deutlich angekündigt werden.

Für diese Erkenntnis, die seit langem Axiom für die Beobachter der sowjetrussischen Entwicklung ist, bietet die «Prawda» vom 10. Januar mit einem viele Spalten langen grundsätzlichen Beitrag ein klassisches Beispiel, der einen Beschluß des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion «Über die Aufgaben der Parteipropaganda unter den gegenwärtigen Bedingungen» bringt.

Hier erfährt die westliche Welt wieder einmal, in welches Stadium die Umbildung der sowjetischen Hirne auf dem Weg zur schrecklichen Vision von George Orwell eingetreten ist – beziehungsweise demnächst eintreten soll – und auf welche propagandistischen Aspirationen und Produktionen man sich in der unmittelbaren Zukunft gefaßt machen muß.

Wenn der Beschluß des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei einleitend ausführt, die Zentralkomitees der Partei in den Unionsrepubliken, ihre Regions-, Gebiets-, Stadt- und Rayon-Komitees würden verpflichtet, die Leitung der Parteipropaganda ernsthaft zu verbessern, tagtäglich und beharrlich für die Hebung ihres ideologischen Niveaus und die verstärkte Einflußnahme auf die Volksmassen zu kämpfen und die kommunistische Erziehung der Werktätigen in den Mittelpunkt der gesamten parteipolitischen Arbeit zu stellen, so erscheint damit auf den ersten Blick noch nichts grundlegend Neues gesagt.

Interessanter schon empfindet man den Satz des Beschlusses, der klipp und klar aussagt: «Die Propagandaarbeit ist als wichtigster Parteiauftrag anzusehen.» Was soll nun im gegenwärtigen Augenblick und in nächster Zukunft an vorderster Stelle propagiert werden? «An führender Stelle», heißt es, «muß in der gesamten ideologischen Arbeit der Kampf für die strikte Verwirklichung des Prinzips ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen‘ gegen die Personen, die einer Beteiligung an der gesellschaftlich nützlichen Arbeit aus dem Weg gehen, sowie die Erziehung einer kommunistischen Einstellung und die Entwicklung moralischer Anreize zur Arbeit stehen.» Dieser Satz läßt darauf schließen, wieviel Sand es im sowjetischen Getriebe gibt: wie viele Menschen es in der Sowjetunion

gibt, die nicht arbeiten und dennoch essen – und wie wenige wohl «aus moralischem Anreiz» arbeiten.

Später liest man: «Es muß angestrebt werden, daß in der Propaganda weniger politisches Geschwätz und mehr konkreter Kampf um eine Beschleunigung des Tempos beim kommunistischen Aufbau zu verzeichnen ist. Die Propaganda in Wort und Schrift muß der Mobilisierung der Massen zur erfolgreichen Verwirklichung des Siebenjahrplanes und des gesamten Programms des Aufbaus des Kommunismus in der Sowjetunion, der Steigerung der Arbeitsproduktivität und dem technischen Fortschritt in der Volkswirtschaft, der Ermittlung neuer Reserven und der Einführung besserer Arbeitsmethoden, der Einsparung und dem sparsamen Umgang mit staatlichen Mitteln und Werten, dem Kampf gegen Erscheinungen der Trägheit und des Konservatismus und der Erziehung zur Unduldsamkeit gegenüber Mängeln dienen.» Dieser Passus läßt uns wohl auch vor allem die sowjetische Unzufriedenheit mit dem bisher Erreichten schauen – namentlich erscheint die Kritik an dem «Geschwätz» recht charakteristisch und die Mahnung zur Unduldsamkeit gegenüber allem Mangelhaften von symptomatischer Bedeutung.

Aktuell mutet ein außenpolitischer Exkurs an, der folgendermaßen lautet: «Unter den gegenwärtigen Bedingungen gewinnt die eingehende Erläuterung der friedlichen Außenpolitik der Sowjetunion äußerst wichtige Bedeutung. Anhand konkreter Tatsachen des Kampfes für die Verwirklichung der Leninschen Prinzipien der friedlichen Ko-Existenz ist die Parteipropaganda berufen, die Werktätigen zum Stolz auf ihre große Heimat zu erziehen, die in der Avantgarde der Kräfte des Friedens und des Fortschritts steht, und in jedem Sowjetmenschen das leidenschaftliche Bestreben zu wecken, durch selbstlose Arbeit die Macht der Sowjetunion und des gesamten sozialistischen Lagers zu stärken, aktiv am großen Werk des Wettbewerbs des Sozialismus mit dem Kapitalismus teilzunehmen und in jeder Weise zur Festigung des Friedens in der ganzen Welt beizutragen. Es ist erforderlich, auch in Zukunft die imperialistischen Verfechter der Fortsetzung des Kalten Krieges und all jene entschieden zu entlarven, die die Aufrechterhaltung und Verschärfung der internationalen Spannung und des Wettrüstens anstreben.» Von einem Verständnis, das der Kommunist für die anders eingerichtete westliche Welt gewinnen sollte, ist hier selbstverständlich nichts gesagt – und man darf auf ähnliches bei der Lektüre des Beschlusses des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion ebenso wenig hoffen, wie in den Äußerungen und Taten der sowjetischen Führer im Sinne der Ko-Existenz, wie sie diese verstehen.

Die eindeutige Verstärkung der Propaganda richtet sich nach diesem Beschluß an die «noch zu wenig Erfassten»: «Unter strenger Einhaltung des Prinzips der Freiwilligkeit sind die Parteilosen, vor allem die

Aktivisten, die Komsomolzen und die Jugend, die Bestarbeiter und Neuerer der Produktion in größerem Umfang zur politischen Aufklärung heranzuziehen.» Ferner ist «die ideologische und gefühlsmäßige Einwirkung der besten Werke der schöngestigen Literatur und der Kunst aktiver auszunutzen, um die erzieherische Rolle, die Popularität und Wirksamkeit der Propagandaarbeit zu erhöhen.»

Weiterhin: «Die *individuellen* Formen der Erziehungsarbeit sind in großem Umfange anzuwenden: sie müssen jeden Sowjetmenschen erfassen, zu einem ideologischen Wachstum beitragen und konkret und gegenständig die Überreste des Kapitalismus im Bewußtsein der Menschen bekämpfen. Besondere Aufmerksamkeit bei der Propagandatätigkeit unter den Arbeitern und Kolchos-Bauern ist der Erziehung zu einer bewußten, kommunistischen Einstellung zur Arbeit und zum sozialistischen Eigentum zu widmen, ebenso wie der Entwicklung des Kollektivismus und der Unduldsamkeit gegenüber einer konservativen Einstellung und den Überbleibseln der Vergangenheit.

Die Propagandaarbeit unter der Intelligenz ist auf die Entwicklung moralischer Anreize zur Arbeit zum Wohle der Gesellschaft auszurichten. Die ideologische Erziehungsarbeit unter der Jugend muß ihr helfen, die gesellschaftlichen Erscheinungen richtig zu verstehen und die Prinzipien der kommunistischen Moral in tiefe persönliche Überzeugungen zu verwandeln. Es ist notwendig, die junge Generation zu einer frischen, mutigen und kühnen, unerschütterlich vom Endsieg des Kommunismus überzeugten Generation zu erziehen. Die Propaganda unter den Frauen muß der Erhöhung ihrer ideologischen Ansprüche und Interessen dienen, der

Heranziehung der Frauen, insbesondere der Hausfrauen, zum aktiven gesellschaftlichen und politischen Leben, zum Kampf gegen religiöse Vorurteile und Überreste des Kleinbürgertums. Es muß ein schonungsloser Kampf gegen Äußerungen feudaler, mittelalterlicher Einstellung zur Frau geführt werden.» Man wird hier den besonderen Nachdruck beachten, der vom Beschluß des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion auf die Propaganda unter der Jugend und unter den Frauen gelegt wird – wo es deutlich die bisher größten Versager geben muß. Daß der stets gegen die Lehren der Elterngeneration gerichtete jugendliche Sinn wie der immanente Zug zur antimaterialistischen Religiosität beim weiblichen Geschlecht den Sowjets viel zu schaffen macht und noch viel zu schaffen machen wird, ist gerade aus diesen Abschnitten des Beschlusses zu merken.

Wesentliche Teile der Ausführungen des Zentralkomitees befassen sich mit einer interessanten Verlagerung der propagandistischen Zielrichtung, vom Massen- zum Individualbetrieb. Sehr interessant ist folgender Passus: «Das Zentralkomitee ist der Ansicht, daß bei der Organisierung der politischen Schulung das Schwergewicht auf die politische Selbstbildung verlagert werden muß. Es muß angestrebt werden, daß in den Zirkeln und politischen Schulen nur diejenigen lernen, die tatsächlich nicht über die notwendige Vorbildung verfügen, um selbständig mit den Büchern zu arbeiten.» Diese Ideen enthalten einen Aufruf an die Intelligenz, der gefährlich erscheint und in der freien Welt mehr als alles andere beachtet werden muß. Der Appell an «Selbständigkeit» ist etwas formal Neues ...

F. G.

Bücher

Der Filmberater im zwanzigsten Jahrgang. – Das vierzehntägig erscheinende Organ der Filmkommission des Schweizerischen Katholischen Volksvereins unter der Redaktion von H.H. Dr. Charles Reinert hat in den zwanzig Jahren seines Bestehens im schweizerischen Katholizismus und darüber hinaus eine nachhaltige Wirkung ausgeübt. Herausgewachsen aus der Forderung Papst Pius XI., es möchten die Gläubigen in jedem Lande über die jeweils laufenden Filme orientiert werden, hat der «Filmberater» in diesen zwei Jahrzehnten an die 6000 Filme besprochen.

Darüber hinaus versuchte er in grundsätzlichen Artikeln zum Aufbau einer christlichen Filmkultur beizutragen. Das schweizerische katholische Filmbüro in Zürich ist eine der ältesten nationalen Filmstellen. Es hat seine Tätigkeit im Laufe der Jahre stetig erweitert und erfreut sich großer Wertschätzung unter den Katholiken und darüber hinaus ganz allgemein in filmkulturellen Kreisen. Die Kurzbesprechungen des «Filmberater» werden gegenwärtig von sieben Zeitungen übernommen und erreichen damit gegen 80 000 Abonnenten.

Die Schweizer Katholiken am Eucharistischen Weltkongreß in München

Der 37. Eucharistische Weltkongreß findet in der Zeit vom 31. Juli bis 7. August 1960 in München statt.

Eucharistische Weltkongresse sind nicht nur frommer Brauch, sie verfolgen hohe und heilige Ziele. Was frühere Kongresse erstrebten, ist zu einem guten Teil erreicht: Die öffentliche Verehrung der heiligen Eucharistie, die verständnisvolle und aktive Mitfeier des heiligen Opfers und der häufige Empfang des Opfermahls sowie die Frühkommunion der Kinder. Beim nächsten Weltkongreß in München geht es wesentlich um ein Sammeln der katholischen Welt, um sichtbar in der Einheit des Glaubens und der Liebe das zu tun, was das Wichtigste auf Erden ist, nämlich Eucharistie feiern: dem Vater im Himmel Dank zu sagen in der Gedächtnisfeier des Kreuzesopfers seines Sohnes. Der Eucharistische Weltkongreß in München will trotz der Teilnahme von vielen hunderttausend Gläubigen aus allen Teilen der Welt keine religiöse Massenveranstaltung sein, keine Demonstration bedeuten. Es geht dabei auch nicht nur um ein öffentliches Bekenntnis unseres Glaubens, es geht wesentlich um Gottesdienst, es geht um das gemeinsame Beten, Danken und Opfern für alle, «für das Leben der Welt».

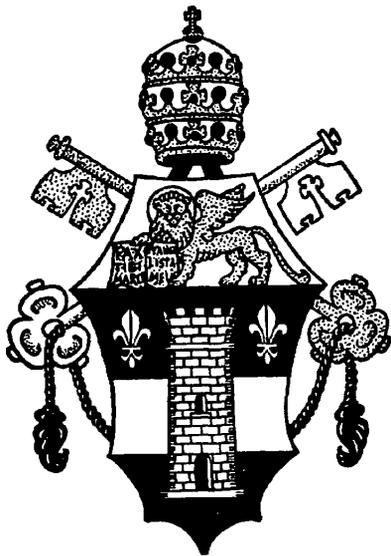
Nach dem Wunsch der schweizerischen Bischöfe wird auch das katholische Schweizervolk in großen Scharen an dieser, unseren Grenzen so nahe gelegenen, grandiosen Kundgebung des Glaubens teilnehmen. Der Reisedienst des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Luzern, hat

im Auftrag des von der Bischofskonferenz eingesetzten Nationalkomitees zwei Extrazüge vorbereitet. Der *Extrazug A*, mit einer Reisedauer von fünf Tagen, von Donnerstag 4. August bis Montag 8. August, bietet Gelegenheit zur Teilnahme am grandiosen *Passionsspiel in Oberammergau* und an den Hauptfeierlichkeiten des Eucharistischen Weltkongresses. Die Kosten stellen sich ab Grenze auf Fr. 165.—. In Anbetracht der beschränkt zur Verfügung stehenden Eintrittskarten für das *Passionsspiel in Oberammergau* ist die Teilnehmerzahl an diesem Extrazug beschränkt. Berücksichtigung erfolgt nach Datumseingang der Anmeldungen.

Der *Extrazug B* hat eine Reisedauer von drei Tagen, von Samstag 6. August bis Montag 8. August. Er bietet den Pilgern Gelegenheit zur Teilnahme an den zwei großen religiösen Kundgebungen des Kongresses, am Pontifikalamt im orientalischen Ritus am Samstagabend und an den großen Schlußfeierlichkeiten vom Sonntag. Die Kosten dieses Extrazuges stellen sich ab Grenze auf Fr. 87.—. Die Anmeldungen für die Extrazüge haben im Prinzip an die Pfarrämter des Wohnortes zu erfolgen. Diese verfügen über die orientierenden Programme. Bei den Pfarrämtern liegen auch die Anmelde Listen auf.

Neben den beiden Extrazügen werden noch zwei *Gruppenreisen* durchgeführt mit einem ausgedehnten Besichtigungsprogramm im bayerischen Oberland und mit Teilnahme am *Passionsspiel in Oberammergau*. Die Teilnehmerzahl für beide Gruppenreisen ist beschränkt.

Programme der schweizerischen Extrazüge, sowie das offizielle Kongreßprogramm von München wie auch alle Auskünfte sind erhältlich beim Generalsekretariat und Reisedienst SKVV, St. Karliquai 12, Luzern, Telefon (041) 2 69 12. *Generalsekretariat und Reisedienst SKVV*



PAULUS VERLAG
RECKLINGHAUSEN



Photoapparate - Reparaturen

O. BUSCH Spezialwerkstätte für Photo-
reparaturen u. Feinmechanik

Zürich 1 — Rennweg 20 — Telephon (051) 27 90 04

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen
Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45,
Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration
«Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051)
27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement
jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 12.—; halb-
jährlich Fr. 6.—. — Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII
27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bfr. 170.—.
Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlun-
gen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles,
C. C. P. No. 218 505. — Deutschland: DM 12.— Best.
und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung,
Scheideggstraße 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volks-
bank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA, Lud-
wigshafen/Rh., Konto Nr. 12975 Orientierung Zürich. —
Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J.
Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich:
Halbjährl. NF. 7.—, jährl. NF. 14.—. Best. durch Admini-
stration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial
de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte
Etranger Suisse 644.286. — Italien-Vatikan:
Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c I/14444 Collegio
Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13,
Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung
und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Inns-
bruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142.181
(Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rah-
ner). Jährl. Sch. 70.—. U.S.A.: Jährl. \$ 3.—.

ICH BIN JOSEPH, EUER BRUDER

Von Heinrich A. Mertens.

Chronik, Dokumente, Perspektiven zum Leben und Wirken Papst Johannes XXIII.

So kontinuierlich die Regierung der Kirche auch zu sein pflegt, so sehr prägt doch ein jeder Papst seine Zeit, zumal wenn sich zwei so grundverschiedene Typen wie Pius XII. und Johannes XXIII. folgen. Dadurch erhält eine Papstwahl als kirchengeschichtliches Ereignis besonderes Gewicht.

Chronik, Dokumente, Perspektiven, unter diesen drei Aspekten ist das Buch aufgebaut. Es ist also keine eigentliche Lebensbeschreibung, eher eine Kirchengeschichte im Mosaik, weil hier alles, was über den Papst, sein Leben, sein Wirken, seine Wahl und die ersten Monate seines Pontifikates gesagt wird, als kirchengeschichtliches Paradigma angeschaut wird, von dem ausgehend dann bestimmte kirchengeschichtlich wissenswerte Themen in ihrer Entwicklung gezeigt werden.

184 Seiten, Leinen, DM 8.80.

IHR ALLE SEID BRÜDER

Friedensgebet der getrennten Christen. Von Richard Baumann.

Zu dem zentralen Anliegen der heutigen Christenheit, der Wiedervereinigung im Glauben, wird mit diesem Buch ein beispielhafter Schritt gewagt. Richard Baumann, den katholischen und evangelischen Christen bekannt durch sein aufsehenerregendes Buch «Fels der Welt», hat eine Sammlung von Meditationen und Gebeten zusammengestellt, die von Angehörigen beider Konfessionen beim Gottesdienst wie auch zum Gebet des Einzelnen verwandt werden können.

Für das Gebet in katholischen Kirchen hat die Bischöfliche Behörde in Münster den gesamten Text geprüft und gutgeheißen. Das Buch wendet sich also an Christen beider Konfessionen, die der Frage der Wiedervereinigung aufgeschlossen und positiv gegenüberstehen.

Friedensgebete. Vielleicht sind sie eine Brücke zum Frieden zwischen den Konfessionen. 84 Seiten, Leinen flexibel, Cellophan-Umschlag, DM 6.80.

Wieder neu erschienen:

HEINRICH SUSO BRAUN

Die Sakramente

Radiopredigten, Band VII. 4.-9. Tausend, 412 Seiten, kartoniert
sFr. 11.—

«Hier offenbart sich nicht nur der Meister des Wortes, sondern auch der Theologe, der darum ringt, die überzeitlichen Wahrheiten dem Verständnis des Menschen von heute nahezubringen.»
(Schweizerische Kirchenzeitung)

Durch Ihre Buchhandlung:

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

Soeben erschienen:

JOHANNES MESSNER

DAS WAGNIS DES CHRISTEN

Vom Leiden und von der Angst.

160 Seiten, glanzfoliekaschiert, sFr. 5.80

Wenn den Christen die Hoffnung auf das ewige Leben, auf das hin er sein irdisches Leben lebt, trübe? Wenn er das Leid und die Angst, die ihn umgeben, umsonst bejahte? Das ist das Wagnis des Christen, das aber nicht grösser ist als das Wagnis, kein Christ zu sein. Auf diesen Ton ist diese Schrift gestimmt: Christentum ist nicht eine Religion des Leidens, sondern eine Religion der Kraft zum Leid, zum Ertragen, zur Ueberwindung aller Schwierigkeiten im Hinblick auf das Ewige. Christentum ist die einzige Kraft zur Ueberwindung auch der grössten Zeitkrankheit, der Angst.

Durch Ihre Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich